

Die
Soziale Krankheit

ihre

Ursachen und ihre Heilung

Von

J. Stern

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage



Stuttgart

J. B. W. Diez

1890.

Die soziale Krankheit, ihre Ursachen u. ihre Heilung.

Von

J. Stern.

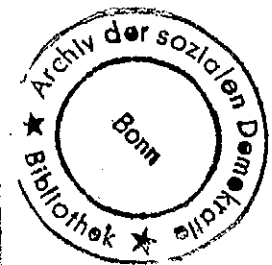
Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.

„Bist ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geseh'n,
Dessen schöngestalt'ge Ueber
Proben im Dampud blüh'n?
Geden wir ihm zum Besten
Nicht der Erde Bitterschoß,
Und auf seinem Königsthe
Schwelst er ein, heimlich?
Gehes in Schiller's „Graf, Gert“.

Stuttgart

J. G. W. Dieb

1890.



A 81-10088

Inhalt.

	Seite
Einleitung.	3
I. Die Gesellschaftsklassen	6
II. Die sozialen Zustände	8
A. Arbeiter	12
B. Unternehmer	24
III. Die Ursachen.	26
1. Die Dampfmaschine	26
2. Die individualistische Produktion.	44
IV. Das Heilmittel	51

Einleitung.

In der Heilkunde hat man längst eingesehen, daß gegen Störungen der Gesundheit ein erfolgreiches Heilverfahren erst dann eingeleitet werden könne, wenn nicht nur das Wesen einer Krankheit, sondern auch ihre Ursachen näher erkannt sind. Denn so lange man ein Uebel nicht in seiner Ursache begriffen hat, ist man allenfalls im Stande, einzelne Wirkungen desselben zu beseitigen, nicht aber es selbst zu bewältigen.

Mit der Krankheit des sozialen Körpers wird es sich wohl ganz ebenso verhalten.

Daß der soziale Körper krank ist, bedarf heutzutage kaum mehr eines Nachweises. Seitdem sogar die deutsche Reichsregierung die „Sozialreform“ proklamiert hat, (die uns freilich nicht wegen der bislang gezeitigten Früchte, sondern nur als prinzipielles Zugeständniß von Bedeutung erscheint,) seitdem selbst der deutsche Reichskanzler seine Geneigtheit erklärt hat, die Politik mit einigen Tropfen sozialistischen Dels zu salben,*) haben auch solche Kreise, denen ehedem schon das Wort „sozial“ ein Gruseln verursachte, und die sich mit der einfältigen Phrase, daß es „zu allen Zeiten Reiche und Arme gegeben habe“, über die wirtschaftlichen Monstrositäten der Gegenwart hinwegzusetzen pflegten, der sozialen Frage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen, die Thatsache der er-

*) Wir werden genöthigt sein, unserm Medicament für den Staat ein paar Tropfen sozialistischen Dels zuzusetzen; wieviel, das weiß ich nicht, aber es wäre meines Erachtens eine große Vernachlässigung, wenn wir diese Frage ganz außer Acht ließen. Sozialistisch

schreckenden Massenarmuth und der immer zunehmenden Massenverarmung anerkannt, und mit der Krankheit des sozialen Körpers und ihrer Heilung sich beschäftigt.

Zahlreiche sozialpolitische Mediziner und Medikafter sind heutzutage um das Bett des Patienten, fühlen ihm den Puls, stellen die Diagnose und verschreiben ihr Rezept. Der Kranke leidet an Uebervölkerung erklären die Malthusianer und verordnen Kolonialpolitik oder das Zweikindersystem. Nein, die Gewerbefreiheit ist schuld, lautet das Urtheil der Bünstler und ihr Heilmittel heißt Zünnungen und Befähigungsnachweis. Die Agrarier sind auf das mobile Kapital übel zu sprechen und erwarten das soziale Heil von Schnitzhällen, die Anhänger Henry Georges und Fürstheims hingegen preisen die Grund- und Bodenverstaatlichung als Panacee und Begründerin des goldenen Zeitalters. Die liberalen Manchesterleute erblicken im Nimmerfatt Militarismus den Wurm, der das Mark der Nationen aussaugt. Die Bimetallisten machen die Goldwährung für die sozialen Gebrechen verantwortlich. Die Antisemiten schieben alle Schuld auf die Juden, die Mexikalen auf die Religionslosigkeit und Unkirchlichkeit, die Freidenker auf den kirchlichen Aberglauben.

Alle diese Auffassungen haben das miteinander gemein, daß sie den Sitz des Uebels in einem Nebensächlichen, Accidentiellen, nicht im sozialen Organismus selbst erblicken. Darum erscheinen sie in den Augen des Sozialisten als Kurpfuscher, welche einzelne Symptome und Aeußerungen der Krankheit mit ihrer eigentlichen Ursache verwechseln. Den Grund des sozialen Uebels erblickt der Sozialismus in der

ist jede Organisation von Verbänden, weil die Gemeinsamkeit besser arbeiten kann, als der Einzelne. Wenn Sie aber denken, mit dem Schreckenswort „sozialistisch“ mich zu schrecken, so kann ich nur sagen, daß ich diese Wespensternfurcht längst überwunden habe.“

(Bismarck im deutschen Reichstag am 12. Juni 1882.)

sozialen Organisation selbst, nämlich in der wirtschaftlichen Verfassung und deren Unverträglichkeit mit der modernen Produktionstechnik, welche letztere die allerdings von je herrschende soziale Krankheit in ein akutes Stadium übergehen ließ.

Was das heißt und wie das zugeht, soll im Folgenden auseinandergesetzt werden.

I.

Die Gesellschaftsklassen.

Der Mensch braucht allerlei Dinge, Güter, um sein Leben zu erhalten und sich dasselbe angenehm zu machen. Diese Dinge gibt ihm die Natur, d. h. die Erde, der Grund und Boden.

In Folge des Eigentumsrechts theilen sich die Menschen in zwei Klassen: Grundbesitzer und Besitzlose. Zum Glück für die Letzteren spendet die Erde ihre Schätze dem Menschen nur, wenn er sie bearbeitet; andernfalls müßten die Besitzlosen zu Grunde gehen. Die Arbeit der Besitzlosen vermehrt die Güter der Besitzenden; deshalb verabreichen sie den Besitzlosen ihren Unterhalt, sofern diese für sie arbeiten.

Mit der Entwicklung der Kultur bildete sich neben der Klasse der Grundbesitzer eine weitere Klasse von Besitzern aus, die des mobilen Kapitals (Naturprodukte und Arbeitsmittel, Geld als Surrogat für beide Arten von Besitz).

Auch diese Klasse von Besitzern braucht die Arbeit der Nichtbesitzer, um die Naturprodukte durch mannigfaltige Arbeitsprozesse in Gebrauchartikel aller Art (des notwendigen Bedarfs und des Luxus) zu verwandeln.

So viel über das Verhältniß der Gesellschaftsklassen.

Innerhalb der besitzenden Klassen selbst, unter den Individuen, herrscht das System der Berufsgliederung

oder des Tausches*). Landwirthe, Handeltreibende, Industrielle vertauschen (vermittelt durch das Geld) ihre Spezialprodukte gegen die mannigfaltigen Güter, die sie bedürfen.

Auch auf die besitzlosen Arbeiter erstreckt sich in der gegenwärtigen Periode das System des Tausches. Im Gegensatz zu den Sklaven des Alterthums und Mittelalters, welche ihren Besitzern zu eigen waren und von ihnen erhalten wurden, ist der moderne Proletarier freier Lohnarbeiter.***) Er verkauft, d. h. vertauscht seine Arbeitskraft gegen den Lohn, den ihm der Unternehmer bezahlt.

In dieser Struktur der Gesellschaft ist die Existenz der Kapitalisten abhängig von der preiswürdigen Absatzfähigkeit ihrer Produkte; die der Proletarier von der preiswürdigen Absatzfähigkeit ihrer Arbeitskraft. Der kapitalistische Unternehmer muß seine Waaren preiswürdig verkaufen können. Der Proletarier muß Gelegenheit haben, für genügenden Lohn zu arbeiten.

Soweit nun dies der Fall ist, insofern wird das soziale Gleichgewicht vorhanden sein.

*) Gegensatz zur Naturalwirtschaft einerseits und zum Kommunismus andererseits. S. darüber meine „Thesen über den Sozialismus“ S. 6.

**) Lohnarbeiter sind nicht bloß Fabrikarbeiter, sondern auch kaufmännisch Bedienstete, Lehrer, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Beamte bis hinauf zum Minister; alle, welche nicht ihre Produkte, sondern ihre Arbeitsleistungen austauschen.

II.

Die sozialen Zustände.

Aber das soziale Gleichgewicht ist im höchsten Grade verschoben. Eigenartige, äußerst abnorme Erscheinungen treten seit einer Reihe von Jahrzehnten im wirtschaftlichen Leben zu Tage. Dieselben sind indeß in den beiden Klassen, welche die produzierende Gesellschaft bilden, den Unternehmern und den Arbeitern, wesentlich verschiedener Art. Große Unsicherheit der Existenzverhältnisse, Armuth und jähe Verarmung Einzelner, sind beiden Klassen gemeinsam. Während aber bei der Klasse der Unternehmer mit der Armuth resp. Verarmung eines Theils die Verreicherung eines andern Theils Hand in Hand geht, tritt bei der Klasse der Arbeiter fast durchweg nur die eine Erscheinung, die Armuth, zu Tage.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen kommen, um mit F. Basalle zu reden, als ein Schicksal zum Vorschein, welches mit den Menschen Ball spielt. Der eine wird hoch hinaufgeschwungen in diesem Spiel, das unbekannte und unberechenbare Mächte mit ihm treiben, hoch hinauf in den Schooß des Reichthums; hundert andere werden tief hinabgestürzt in den Abgrund der Armuth, und das Rad der gesellschaftlichen Zusammenhänge geht ungreifend und zerquetschend über sie

und ihre Handlungen, über ihren Fleiß und ihre Arbeit hinweg. Der Zufall spielt Ball und die Menschen sind es, die in diesem Spiel als Bälle dienen.

Die günstigen Chancen dieses Glückspiels stehen aber nur der einen Klasse offen, den Unternehmern, der Arbeiterstand ist davon ausgeschlossen; er bildet die wirtschaftliche Abtheilung, über welcher die Aufschrift der Dante'schen Hölle steht:

„Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!“

Der Rücken der Arbeiter ist der grüne Tisch, auf welchem die Unternehmer das Glücksspiel spielen, das einem Teil von ihnen ungeheure Reichthümer zuschwennt, indeß ein anderer seine Einsätze verliert und in die Klasse des Proletariats hinuntergestoßen wird.

Zu keiner Zeit der Geschichte, sagt M. Nordau, sind die Gegensätze zwischen Reich und Arm so schroff gewesen wie gegenwärtig.

Die „New-York World“ rechnet aus, daß das Gesamtvermögen der Familie Vanderbilt jetzt 274 Mill. Dollars (der Dollar à 4 1/4 Mk.) beträgt. Es wirft ein jährliches Einkommen von 13,864,000 Doll. ab. Als William S. Vanderbilt vor einigen Jahren starb, hinterließ er 200 Millionen Dollars. Dieser Betrag hat sich seit dieser kurzen Zeit um 74 Millionen Dollars oder mehr als 300 Millionen Mark vermehrt! — Die Zahl der Privatleute, die mehr als 5 Millionen Mark besitzen, wird in England allein auf 800—1000 geschätzt, die Zahl derjenigen, deren Vermögen über 1 Million beträgt, in Europa allein auf 100,000. — Das Stuttgarter „Neue Tagblatt“ berichtet unter der Spitzmarke „Berliner Millionäre“: „Die reichsten Leute in Berlin lernt man, wenn auch nicht dem Namen nach, kennen, wenn man die Nachweisung der Einkünfte zur klassifizirten Einkommensteuer für 1888/89

durchblättert, welche dieser Tage dem preussischen Abgeordnetenhaus mitgetheilt worden ist. Danach marschirt als Krönfuß an der Spitze der Berliner Steuerzahler ein großer Unbekannter, welcher über ein jährliches Einkommen von 2,460,000 bis 2,520,000 Mk. zu gebieten hat. Ihm schließen sich drei Personen an, welche über ein Jahreseinkommen von 1,140,000 bis 1,200,000, bezw. von 1,020,000 bis 1,080,000 und von 960,000 bis 1,020,000 Mk. verfügen. Sodann folgen zwei Personen mit 720,000 bis 780,000 Mk., eine Person mit 660,000 bis 720,000 Mk. und endlich zwei Personen mit 600,000 bis 660,000 Mk. Somit haben in Berlin im ganzen neun Personen ein Jahreseinkommen von über 600,000 Mk. Vergleicht man die Zahl dieser reichsten Berliner mit der des Vorjahres, so findet man, daß „ein theures Haupt“ dazugekommen ist. Die Zahl der sogenannten Thaler-Millionäre, welche sich aus Deutschen mit einem Einkommen von so ungefähr 120,000 Mk. pro anno rekrutiren, hat sich ebenfalls, und zwar um 12 Exemplare vermehrt. Mit Stolz — so schreibt das deutschreisinnige Berl. Tageblatt — können wir daher dies Jahr sagen: Berlin birgt 162 Thalermillionäre in seinen Mauern! Mark-Millionäre, d. h. Leute mit einem Einkommen von etwa 40,000 Mk., sind natürlich ungleich zahlreicher vertreten; denn in der Reichshauptstadt sind nicht weniger als 926 Personen mit einem Jahreseinkommen von über 42,000 Mk. eingeschätzt.

Noch sei hier bemerkt, daß der mit über 2 1/2 Millionen Jahreseinkommen eingeschätzte reichste Berliner noch übertroffen wird in Preußen von zwei Personen, einer Person im Regierungsbezirk Wiesbaden (Nothschild) mit 3,960,000 bis 4,020,000 Mk. Einkommen, und einer Person im Regierungsbezirk Düsseldorf (Krupp) mit einem Einkommen von 4,320,000 bis 4,380,000 Mk. Die reichsunmittelbaren

Fürsten bezahlen bekanntlich keine Einkommensteuer. Während der Frankfurter bei seinem vorjährigem Steuerfah stehen geblieben ist, ist die reichste Person im Regierungsbezirk Düsseldorf in ihren Verhältnissen etwas zurückgegangen. Ihr Jahreseinkommen hat sich um etwa 800,000 Mk. vermindert."

Andererseits, sagt Nordau, gab es zu keiner Zeit eine solche Menge völlig besipfloser Individuen, Menschen, die des Morgens nicht wissen, was sie am Tage essen und wo sie des Abends schlafen werden. Die Wohnung des Proletariats in den Großstädten ist vielfach ungesund und schmutziger, als die Lagerstätte der großen Hautthiere, ein Dach- oder Fuchsbau. Seine Nahrung ist gerade nur ausreichend, um ihn nicht gleich verhungern zu lassen, obwohl auch thatsächlicher Hungertod in den Weltstädten ein tägliches Vorkommniß ist. Er hat nicht nur keinen Anteil an den besseren Nahrungsmitteln, welche die Erde hervorbringt, auch Licht und Luft, die doch in unbeschränkter Menge für alle Lebewesen da zu sein scheinen, sind ihm außs kargste zugemessen oder ganz vorenthalten. Seine ungenügende Nahrung und sein übermäßiger Kraftverbrauch erschöpfen ihn so, daß seine Kinder rhachitisch werden und er selbst einem frühen Tode anheimfällt, dem oft genug langes Siechthum vorangeht. Seine ungesunde Wohnung macht ihn und seine Nachkommenschaft unreitbar zur Beute der Skrophulose und Tuberkulose. Er ist eine Art verlorenen Postens, den jede Seuche zu allererst niedermezelt. Er ist schlechter daran als der Sklave des Alterthums, denn ganz so gedrückt, ganz so abhängig von Herrn und Vogt, wie dieser, kann er für den Verlust seiner Freiheit nicht einmal auf die beständige Hausthier-Versorgung mit Stall und Futter rechnen! —

Wenden wir nun die sozialen Uebelstände beider Klassen in hellere Beleuchtung. Dieselben lassen sich mit kurzen Stichworten wie folgt näher angeben:

A. Arbeiter.

1. Arbeitslosigkeit.
2. Geringe Löhne (der Beschäftigten) bei übermäßig ausgedehnter Arbeitszeit.

B. Unternehmer.

- a. Großindustrielle: Große Verluste, Bankrott, Drach.
- b. Kleinhandwerker.
 1. Mangel an Aufträgen.
 2. Geringe Bezahlung.
- c. Landwirthe. Niedrige Preise der Bodenprodukte.

Wir wollen auf diese Kategorien in gedrängter Kürze etwas näher eingehen.

A. Arbeiter.

Die Schaaren beschäftigungsloser Arbeiter verschiedener Berufsarten, welche jahraus jahrein auf der Landstraße getroffen werden, und die von Ort zu Ort, von Gegend zu Gegend wandern, wandern und immer wandern wie der ewige Jude, an hundert Thüren vergebens um Arbeit anpochend, beweisen, daß die Arbeits- oder Beschäftigungslosigkeit keine von „gewissenlosen Agitatoren“ erdichtete Chimäre ist.*)

Es ist trasse Bornirtheit, Frivolität oder herzloser Egoismus, wenn man diese beklagenswerthen Opfer der sozialen Tragik unserer Zeit als arbeitscheue Stromer brandmarkt.

*) „Es hat sich wiederholt begeben, daß ein vom Dasein gequältes Menschenkind, wenn ihm plötzlich etwas unerhört Gutes wiederfuhr, vor Freude übergeschnappt ist; das große Noos, eine große Erbschaft von einem Verwandten, hat schon manches Gehirn aus den Fugen gebracht. Die Freude galt dem Umstand, der Arbeit nunmehr überhoben zu sein. Daß der Mensch aber vor Freude, weil er Arbeit findet, aus dem Hänschen kommt, dieser Fall ist trotz Ben Utiva noch nicht dagewesen und hat sich erstmals in Wien ereignet. Der Wiener Polizeirapport meldet: Der Handelskommiss J. Böhmel, zu Schwammbriühl in Böhmen geboren, 19 Jahre alt, wurde auf der Josefstädterstraße wegen auf-fallenden Benehmens von einem Sicherheitswachmann angehalten und auf das Polizeikommissariat gebracht. Der junge Mann ist, wie die ärztliche Untersuchung ergab, irrsinnig geworden. Er hatte

indem man das einfältige, schon längst hinfällig gewordene Dogma im Munde führt: Wer arbeiten will, findet Arbeit. Diese armen Menschen sehnen sehnlich nach Arbeitsgelegenheit und wenn einzelne unter ihnen wirklich arbeitsfahig sind, so sind sie es eben dadurch geworden, daß sie Monate lang auf der Walze waren, wodurch ein Gang zur Bummellei sich in ihnen ausgebildet hat, der aber in der Regel nur ein vorübergehender ist. Denn es ist sicher nicht das größte Vergnügen, sich seinen dürftigen Unterhalt pfennigweise bemühtig zusammenzusechten, die heilige Hermandad beständig auf den Fersen. Der „Vagabund“ — der sich nach Aeußerung eines witzigen Kopjes vom Touristen so unterscheidet: Hat der Tourist kein Geld, heißt er Vagabund, hat der Vagabund Geld, heißt er Tourist — spürt freilich von der vielbesungenen Wanderlust viel weniger, als derjenige, der ein volles Portemonnai in der Tasche hat und Abends im Gasthof vom befrachten Portier mit einem Bückling empfangen wird. Jenem Pfarrer, der sich zu einem reisenden Handwerksburschen gesellte und ihn auf die Schönheit der Welt aufmerksam machte, die der liebe Gott bloß in sechs Tagen geschaffen habe, antwortete dieser mit einem vielsagenden Blick auf seine zerrissenen Stiefel und an seinen knurrenden Magen denkend: Ja, Hochwürden, sie ist aber auch danach. — Es ist geradezu unverantwortlich, die massenhafte Arbeitslosigkeit anzuzweifeln angesichts der immer steigenden Ziffer der Selbstmorde aus ökonomischen Gründen,*) angesichts der Thatfache,

*) In einem Artikel der „Gesundheit“ (1881) konstatiert Prof. Dr. Reclam in Leipzig, daß 60 Prozent der Selbstmörder dem Kampf ums Dasein zum Opfer fallen.

nemlich nach längerer Erwerbslosigkeit in Wien einen Posten erlangt. Die Freude, endlich wieder Verdienst gefunden zu haben, hat ihn verrückt gemacht. Böhmel wurde auf die psychiatrische Klinik des allgemeinen Krankenhauses gebracht.

(„Deutsch Land“ nach der „Freis. Zeitung.“)

wie der von Gladstone konstatierten, daß während der 50 Jahre der Regierung der Königin Viktoria 1 225 000 Personen verhungert sind. Das war in Irland, wohl, aber heutigen Tages ist die ganze Welt mehr oder weniger Irland.

Wie groß das Heer der zeitweilig Unbeschäftigten in London ist, (lesen wir in einem glaubwürdigen Blatt,) geht aus der Zahl der sich um Beschäftigung auf den Docks (eine mit 4 Pence pro Stunde bezahlte, sehr mühevolle und außerordentlich unregelmäßige Arbeit) Bewerbenden hervor. Die Durchschnittszahl derselben kann auf rund 20 000 angesetzt werden. 7000—8000 davon, welche sich, da sie ohne regelmäßige Beschäftigung sind, um solche Arbeit bewerben, werden durchschnittlich abgewiesen. (Bericht des zusammengetretenen Unterstützungsvereins im „Mansion-House“ 1886.) Dieser Zustand der Dinge beschränkt sich natürlich nicht auf London; aus Liverpool, Glasgow und andern stark bevölkerten Orten wird dasselbe berichtet. Das Schicksal dieser Opfer genau zu schildern, ist nicht leicht; jährlich werden 140 Fälle von tatsächlichem Hungertod nachgewiesen, von denen die Hälfte auf London entfällt; aber es ist wohl bekannt, daß viele Tausende außerdem durch langandauernde schlechte Ernährung und Obdachlosigkeit zu Grunde gehen.

Nicht unter den Fabrikarbeitern und Handwerkern allein, auch in vielen anderen Branchen herrscht mehr oder weniger Arbeits- oder Beschäftigungsmangel. In Berlin sollen jährlich im Durchschnitt 10 000 Handlungsgehilfen beschäftigungslos sein, und wie es in der Schriftsteller- und Journalistenwelt aussieht, davon mag folgender Artikel unter der Spizmarke „Ein Kapitel vom Schriftstellerelend“ einen Begriff geben, den die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung“ reproduzierte. „Ein begabter Journalist, der auf eine langjährige erprobte Redakteurthätigkeit zurückblickt, aber in der Metropole nicht das erhoffte Glück fand, ist dieser Tage, dem Hunger- und

Erfrierungskode nahe, in schrecklichem Zustande bei Schildhorn an der Pontonbrücke aufgefunden worden. Nachdem er im „Kaisergarten“ zum Bewußtsein zurückgerufen und über seine Verhältnisse befragt, auch mit Wasser erquickt worden war — Bouillon hatte er wieder von sich gegeben — wurde der Unglückliche nach dem Stadttrankenhause in Charlottenburg gebracht, wo er schwer krank darniederliegt. Ueber sein Vorleben sind wir in der Lage, verbürgte Mittheilungen machen zu können. Mitte Oktober v. J. wurde Karl Zander, ein Mann hoch in den dreißiger Jahren, an der Grenze von Westpreußen und Posen gebürtig, von Aachen, wo er, nachdem er vorher in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ in Leipzig gewirkt, sieben Jahre lang die „Aachener Zeitung“ geleitet hatte, an die „Freisinnige Zeitung“ berufen, da er als ehemaliger Sekretär des Abg. Parisius persönliche Beziehungen zu diesem und Eugen Richter hatte. Er verblieb jedoch nicht lange in dieser Stellung und schied bereits am 1. Dezember aus der Redaktion aus. Sodann verließ er Berlin und hielt sich bis zum Februar im Westen auf. Von da ab schlug er seinen Wohnsitz wieder hier auf und versuchte sein Heil auf der Journalistentribüne des Reichstags und Landtags als Korrespondent für auswärtige Blätter. Seitdem hatte er mit des Geschickes Mächten schwer zu kämpfen und wurde in Folge eines ungünstigen Prozesses um sein letztes Hab und Gut gebracht. Am 30. November 1886 war er aus seiner Wohnung in Berlin, wo er bei seiner Wirthin oftmals freundliche Unterstüßung gefunden hatte, fortgegangen, die Nacht fortgeblieben, am nächsten Morgen jedoch erschöpft zurückgekommen. Er wurde von der Wirthin erquikt und mit einem kleinen Geldbetrage, da er in Geldverlegenheit war, versehen. Er erklärte, nach Spandau im Auftrage eines dortigen Hausbesizers reisen zu müssen und verließ an demselben Tage wieder seine Wohnung. Am 3. Dezember er-

schien er im Kaisergarten bei Schildhorn. Von da ab fehlte jede Spur; die Wirthin glaubte, daß er gänzlich abgereist sei und meldete ihn bei der Polizei ab, sendete auch zwei angekommene Briefe zurück. Wie der arme Mensch, als er am 23. Dezember im Kaisergarten das Bewußtsein wieder erlangt hatte, gestand, hat er sich obdachlos in der Gegend von Schildhorn und Bichelswerder umherbewegt und nur kaltes Wasser genossen.“

Hieran möge die Thatfache angereicht werden, daß ein Dr. Albert Lindner, der Dichter hervorragender, auf ersten Bühnen zur Aufführung gelangter Tragödien, dessen Name in jedem Konversations-Lexikon und jeder Literaturgeschichte zu finden ist, wegen andauernder Nahrungsorgen geisteskrank wurde und in die Charité verbracht werden mußte.

Mit der Beschäftigungslosigkeit der „industriellen Reservearmee,“ wie man die auß Pflaster geworfenen Arbeiter nennt, hängen die geringen Löhne enge zusammen. Die Arbeitskraft oder Arbeit ist die Waare, die der Arbeiter an den Arbeitgeber verkauft, und der Preis der Waare Arbeit ist der Lohn. Wie der Preis jeder Waare ist auch der Preis der Waare Arbeit, der Arbeitslohn, von Angebot und Nachfrage abhängig. Uebersteigt das Angebot die Nachfrage, so sinkt der Preis, denn die Verkäufer unterbieten einander; umgekehrt steigt er, wenn die Nachfrage stärker ist als das Angebot, weil die Käufer einander überbieten. Sind also viele Menschen beschäftigungslos und strecken sich mehr Hände nach Arbeit aus, als beschäftigt werden können, so müssen die Arbeitslöhne naturgemäß sinken. Die äußerste Grenze, bis zu welcher die Löhne sinken können, ist die Summe, welche nothdürftig zum Lebensunterhalt ausreicht, d. h. vor Verhungern und Erfrieren schützt (das sog. Existenzminimum oder standard of live). Tiefer kann der Lohn der modernen Sklaven, der Lohnarbeiter, (d. h. derer, die so „glücklich“

sind, Arbeit zu finden,) nicht sinken; doch liegt es in der Hand der Sklavenhalter, pardon Arbeitgeber, den Preis der Arbeit dadurch noch weiter zu vermindern, daß der Arbeitsstag so sehr als möglich verlängert wird, d. h. daß der Arbeiter bei gleichbleibendem Lohn nicht bloß 10 oder 12 Stunden täglich arbeiten muß, sondern 14, 16, ja 17 Stunden.

Solche Hungerlöhne bei so maßlos ausgebeuter Arbeitszeit werden thatsächlich bezahlt. Ich erinnere nur an die kürzlich in den Blättern besprochenen Verhältnisse der Grubenarbeiter, an die jattsam bekannten grauenhaften Verhältnisse der sächsischen Handweber, oder der Kinderspielwaarenverfertiger in Thüringen.

Nicht viel besser entlohnt sind die Schuhmachergehilfen, die bei einer täglichen Arbeitszeit von 14 bis 16 Stunden einen wöchentlichen Durchschnittslohn von 8—10 Mark erhalten! Ebenso in der Konfektionsbranche, wo es schon so weit gekommen ist, daß Hosen von 80 Cts. (in der Schweiz), Westen ebenso, Röcke von Fr. 2.75, Ueberzieher von Fr. 3.50 an bezahlt werden. Ja es ist vorgekommen, daß ein Arbeiter, der den Prinzipal zur Rede stellte und ihm vorhielt, daß der Arbeiter bei solcher Bezahlung nicht existiren könne, die brutale Antwort erhielt: „Ich weiß es, allein ich bekomme's gemacht.“*)

*) Die „Westf. Post“ schrieb 1885: „In dem reichen New-York, wo Hunderte von Pferden aus marmornen Krippen fressen und Tausende von Hunden auf kostbaren Pfaffen schlummern, hat ein Zeitungsberichterstatter dieser Tage eine aus drei Personen bestehende schlesische Familie entdeckt, welche in der Zeit vom 26. Nov. bis zum 9. Dez. mit dem Nähen von 291 Hemden 7,75 Doll. verbiente und nach Abzug des Fahrgebühs, welches bei Ablieferung der Hemden draufsagte, 6,53 Doll. übrig hatte! Dreizehn Tage lang arbeiteten diese drei Personen von Morgens um 6 Uhr bis Abends 11 Uhr, im Ganzen 663 Arbeitsstunden, in welchen 653 Cents verdient wurden, mithin noch nicht einmal 1 Cent pro Stunde und pro Person! Das Bekantwerden dieses nicht vereingelt dastehenden Falles entsetzlicher Mißthaugerei hat in New-York schmerzliches Aufsehen erregt. Herr Gustav Schwab, der Schahmeister der deutschen

Ueber die Lage der hausindustriellen Bevölkerung im Kreise Schmalkalden, welche daselbst 40 Prozent der gesammten Kreisbevölkerung ausmacht und sich hauptsächlich der Kleinfabrikindustrie widmet, gibt Dr. Runo Frankenstein-Jena folgende Mittheilungen:

„Die Arbeitszeit der (hausindustriellen) Kleinfabrikarbeiter (Nagelschmiede, Bohrer-, Zangen-, Ahlenschniede, Schloffer, Striegelmacher u.) ist eine maßlos hohe und beträgt fast nie unter 14, meist aber 16 Stunden. Die Löhne sind überaus kärglich, denn die Zahl der Kleinfabrikarbeiter, deren Verdienstkäse sich zwischen 10—15 Mk. pro Woche bewegen, ist nur eine kleine, 80 nicht übersteigende, während die gering d. h. bei voller Beschäftigung mit ca. 6—9 Mk.

Gesellschaft daselbst, äußerte sich: Niemals habe ich eine traurigere Geschichte gesehen, als die von diesen schlesischen Hemdenmachern. Ehrlich gestanden, ich habe nie geglaubt, daß Männer und Frauen in so bitterer Noth gerathen könnten, daß sie gezwungen seien, für solche Hungerlöhne zu arbeiten.“

Das ist eben der Fehler, daß die Gutstuurten es nicht glauben. Sie verkehren bloß in wohlhabenden Kreisen, kennen das Elend des Volkes nur von ferne, nur aus der Vogelperspektive, wo es in z-facher Verkleinerung und nicht so grell erscheint, als es in Wirklichkeit ist.

Auch diejenigen, denen es nicht am guten Herzen fehlt, befragen selten die Erkenntniß der wahren Sachlage.

Unter den Berichten der Konsuln der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Heft 74 für Febr. 1887, findet sich auch ein Bericht über die Fabrikverhältnisse des Rheinlandes, Sachsens und Westfalens aus der Feder des Commercial-Agenten J. G. Smith von der United States Commercial Agency in Mainz. Darin heißt es u. A.: „Necht traurig sind in der oberen Rheinpfalz, Oberfranken und Umgegend die Schleifer und Glasfabriken, die Spiegelabriken gestellt. Nach Angabe des Fabrikinspektors arbeiten die Glasfabriken von 4 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, das sind 16 Stunden, während die Polirer 6 Tage und Nächte mausgesetzt zur Stelle sein müssen und sich in der Nacht 4, höchstens 6 Stunden gegenseitig ablösen. Nur Sonntags haben sie ihren Schlaf; in der Woche kampiren sie auf elendem Sack in irgend einem Winkel der Werkstat. Die Besitzer der Fabriken leben fast alle weit weg von der Fabrik; sie kennen ihre Arbeiter nicht und rechnen nur mit ihren Direktoren ab. Diese aber erpressen . . . so viel als möglich aus der Arbeitskraft. Auch in manchen Papier-

wöchentlich bezahlten Arbeiter das Gros der Kleinfenerarbeiter bilden und in ärmlichen Verhältnissen zu leben gezwungen sind. Nur dadurch, daß zu deren geringem Verdienste einige dem weiblichen Geschlechte zu dankende Erträgnisse treten, wird das Loos dieser Hausindustriellen etwas milder. Ebenso schlecht als den Kleinfenerarbeitern geht es den Schleisern, welche eine weitere Verfeinerung der von ersteren hergestellten Waaren durch Schleifen und Poliren bewirken. Tropdem nämlich das Arbeiten in den Schleifstollen zufolge der Inhalation der Eisen- und Steinhülsen mit großen Gefahren für die Gesundheit und das Leben verknüpft ist, ist der Lohn der Schleiser doch ein überaus geringer, so daß er mit dem bezüglichen Risiko für Gesundheit und Leben

fabriken wird geradezu Unerhörtes verlangt: eine Woche täglich zwölf Arbeitsstunden, die andere siebzehn!" —

Ich kann mich nicht enthalten, hier auch die Zuschrift eines Fabrikanten aus dem Wuppertal an die „Pölnische Zeitung“ (1889) theilweise zu reproduzieren: „Jüngst nahm im Reichstage bei der Besprechung über die Maßnahmen, die bei uns zum Wohle der Arbeiter getroffen sind, der Abgeordnete Nickerl Veranlassung, auf Oesterreich zu verweisen und zu behaupten, daß man dort weiter in Schutzmaßnahmen gegangen sei als bei uns, — worauf der Minister ihm erwiderte, daß man gerade in Oesterreich in diesen Punkten unsere Gesetze erst nachgehakt habe. Als Bestker von gleichartigen Fabrikanlagen hier und in Oesterreich möchten wir uns nun gestatten, auf einige sehr wesentliche Unterschiede hinzuweisen, die zwischen der deutschen und der österröichischen Fabrikgesetzgebung bestehen. In Oesterreich ist höchstens elfstündige Arbeitszeit gesetzlich zulässig; bei uns besteht hierüber kein Gesetz, und deshalb gehört hier in deutschen Fabriken eine 12- bis 15 stündige Arbeitszeit gar nicht zu den Seltenheiten. Die Zeitbestimmung hängt bei uns ganz von dem Willen des Arbeitgebers ab. Leider ist ja noch so vielfach die irrige Ansicht verbreitet, daß die Arbeitsleistung im Verhältnisse zur Arbeitszeit steige; es wird eben nicht berücksichtigt, daß ein Arbeiter auch Mensch und der Ermüdung unterworfen ist. In Oesterreich darf Nachts nur in bestimmten, wenigen Betrieben (Werke, die nicht ohne großen Schaden täglich stillzulegen sind, wie Hochöfen etc.) gearbeitet werden. Bei uns besteht hierüber gar kein Gesetz. Unbegreiflich ist es uns gewesen, wie jüngst unsere Regierung bei der Verhandlung über Nacht- und Sonntagsarbeit allen Parteien gegenüber sich so einfach ablehnend

nicht im Mindesten im Einklang steht; 12 Mt., im höchsten Falle 15, beträgt der wöchentliche Verdienst, und sogar dieser Verdienst wird nur bei äußerster Anspannung aller Kräfte, bei täglich 15- bis 16 stündiger Arbeitszeit erlangt. Ja, mitunter müssen sogar Schulknaben in ihrer freien Zeit den Vater hierbei schon unterstützen, und legen dann gar frühzeitig den Keim dahinstrassenden Siedthums.“

Dem Bericht der gewerblichen Lohnkonferenz von Dr. C. R. Drysdale entnehmen wir folgenden Passus: „Gegenwärtig ist das Durchschnittsalter unter dem Adel, den Reichen und Gewerbetreibenden in England und Wales 55 Jahre; unter den arbeitenden Massen in Lambeth jedoch nur 29 Jahre; und während die durchschnittliche Kinder-

verhalten konnte. Gibt es etwas des Menschen Unwürdigeres, als Arbeiter und Arbeiterinnen von Montag Morgens 6 Uhr, ja selbst von Sonntag Abends 12 Uhr bis den andern Sonntag morgens 6 Uhr — natürlich in zwei Schichten — an der Arbeit zu halten, und es z. B. hier mehrfach im Wuppertal und dem benachbarten Langerfeld in großen Spinnfabriken von 200 bis 400 Arbeitern geschieht? Man gehe doch einmal eines Sonntags Morgens, wenn die in der Nacht abgearbeiteten Leute die Fabriken verlassen, an einer solchen Fabrik vorbei! Jeder, der noch ein Herz für seine Mitmenschen in der Brust hat, muß sich doch die Fragen vorlegen: „Was ist für solche Arbeiter, die meistens Familienväter sind, und deren Familien denn eigentlich der Sonntag? Kann dabei überhaupt in solchen Zuständen, wo der Mann den Tag zum Schlafen verwenden muß, von einem Familienleben die Rede sein?“ Wir sprechen hier, wie gesagt, von Fabriken, die wie jeder andere maschinelle Betrieb Abends ohne Schaden stillzulegen sind und wo die Nachtarbeit lediglich den Zweck hat, die maschinelle Ausnutzung auf Kosten des Wohles der Arbeiter größer zu machen! Wir sind fest überzeugt, wenn unsere Auslandsforscher und Missionare einmal auf ihren Reisen in Bezirke kämen, wo in geschlossenen Räumen von Sonntag Abends bis andern Sonntag Morgens ohne Unterlaß gearbeitet wird, sie würden schon aus Menschlichkeit Abhilfe zu schaffen suchen, und es würde ganz sicher später im Reichstage nicht zu den geringsten Erfolgen gezählt werden, wenn man feststellen könnte, daß man das unnatürliche Leben der Menschen auf das natürliche Arbeitsmaß zurückgeführt habe. Nun, man kann diese Menschlichkeitserfolge billiger im eigenen Lande haben, wenn man uns nur ein gutes Fabrikgesetz machen wollte.“

Sterblichkeit unter den wohlsituirten Klassen sich so stellte, daß unter 100 Kindern 8 im ersten Lebensjahre starben, gingen bei der armen Bevölkerung in einigen Distrikten unserer großen Städte 30 von 100 zu Grunde. Die Ursachen dieses enormen Unterschieds in der Lebensdauer von Armen und Reichen liegt einzig und allein in der Thatfache, daß in den Tiefen der Gesellschaft die Löhne so niedrig sind, daß die Nahrungs- und sonstigen zur Erhaltung der Gesundheit notwendigen Existenzmittel zu schwer beschafft werden können.*

Die Skala der Löhne in den verschiedenen Industriezweigen ist eine mannigfaltig gestufte, allenthalben aber zeigt sich die Tendenz der Löhne, mehr und mehr zu sinken. Das Existenzminimum überdies, welches die äußerste Grenze der Löhne bildet, berechnete sich ehemals nach den Bedürfnissen des verheiratheten Arbeiters; seitdem die Beschäftigung von Frauen und Kindern in den Fabriken mehr und mehr sich einbürgerte, ist diese Gehobengrenze bis zum Existenzminimum der Einzelperson zurückgegangen.

Nicht der Arbeiter im gewöhnlichen Sinne muß bei ausgedehntester Arbeitszeit mit Hungerlöhnen vorlieb nehmen, mehr oder weniger tritt diese Erscheinung auch bei solchen Arbeitern zu Tage, die sich über dem Fabrikarbeiter hoch erhaben dünken. Man weiß, wie niedrig heutzutage die Gehälter und Besoldungen einer sehr großen Zahl kaufmännisch Bediensteter ist. Um nur zwei Beispiele anzuführen: In Stuttgart war im Jahre 1886 eine Comptoiristenstelle mit 50 Mk. Monatsgehalt ein einziges Mal ausgeschrieben. Nicht weniger als 54 junge Kaufleute bewarben sich um diese elend besoldete Anstellung. (Mittheilung des Stuttg. Tagblatts.) Noch drastischer ist folgender Fall. (In der Monatschrift „Deutsch Land“ nach dem „Frankfurter Cour- nal“ mitgeteilt.) Eine Frankfurter Firma suchte einen Commis. Es meldeten sich auf diese Annonce hin nicht weniger als

361 Bewerber schriftlich. Die persönlich vorsprechenden ver- gaß man zu zählen. Der, den die Wahl traf, korrespondirte in vier Sprachen, ist außerdem Buchhalter und bezieht ein Gehalt von monatlich 75 Mk. Es hatten sich Leute gemeldet, die mit 50, ja sogar mit 42 Mk. zufrieden sein wollten.

Die mageren Gehälter der Volksschullehrer, die schlechte Besoldung der niederen Beamten, zeigen, daß das soziale Elend auch unter der Bureaucratie und der zur geistigen Aristokratie sich Zählenden zu Hause ist.*)

Wie nachtheilig die übermäßige Verlängerung des Arbeitstags und die Beschäftigung der Frauen und Kinder in den Fabriken auf die Gesundheit wie auf den sittlichen und geistigen Zustand der Arbeiterbevölkerung wirken muß, bedarf keines Nachweises und ist überdies in Zeitungen, Broschüren, Büchern und Parlamentsverhandlungen zur Genüge erörtert worden; oder vielmehr nicht zur Genüge, denn es kann nicht oft genug auf diesen Krebschaden unserer sozialen Zustände aufmerksam gemacht werden. Die physischen, moralischen und intellektuellen Nachtheile der Frauen- und Kinderarbeit sind mitunter wahrhaft entsetzlich. Es ist statistisch, eingehend nachgewiesen, daß die Sterblichkeitsziffern der Kinder in den verschiedenen Arbeiterdistrikten Englands genau mit der außerhäuslichen Beschäftigung der Mütter, resp. der

*) Zur Kennzeichnung der Misere, welche gegenwärtig in den gebildeten Ständen Platz greift, erzählt eine Berliner Lokalkorrespondenz, daß ein aus der Provinz nach Berlin übergesiedelter Rechtsanwält, der zur zwölften Stufe der Klassensteuer eingeschätzt worden war, dagegen Einspruch erhoben habe. Er wies nach, daß er nicht die geringste Praxis habe, und machte über seine Vermögenslage überhaupt derartige Angaben, daß er nur zur ersten Klassensteuerstufe veranlagt werden konnte. Dieser niedrigsten Steuerstufe ist bekanntlich ein jährliches Einkommen von 420 bis einschließlich 600 Mark zu Grunde gelegt. Auch Nerzte soll es in Berlin geben, die mit ihrem Einkommen über diese Stufe nicht hinauskommen.

Beschäftigung der Kinder in Fabriken korrespondiren. Der herodianische Kindermord ist harmlos gegen den Kindermord durch Frauen- und Kinderarbeit, schreibt ein hervorragender Kenner dieser Verhältnisse.*)

*) Unter dem Titel: „Die Unzucht unter den Arbeiterinnen — ein Schrei der Verzweiflung!“ bringt das Korrespondenzblatt der Berliner Vereine zur Bekämpfung der öffentlichen Sittlosigkeit einen Aufsatz von P. Burckhardt-Berlin, worin es n. A. heißt: „Man könnte bittere Thränen weinen, daß die Christen sich einer zum Himmel schreienden Nothlage gegenüber in solch graufige Eiseskälte und Gleichgültigkeit einhüllen.“ Er fährt dann fort, von den Hungerlöhnen zu sprechen, von denen die Arbeiterinnen kaum das nackte Leben fristen können. Es folgen einige: „Für Knopflöcher zu nähen das Duzend Kragen, Lohn: 5 Pfg. Will man also 1 Mark verdienen, so sind 20 Duzend anzufertigen, wozu mindestens ein Tag nötig. 1 Paar Posen für einen 7-jährigen Knaben zu nähen = 20 Pfg. Ein Damenmantel zu nähen, ganz gleich, ob ihn der Fabrikant für 60 oder 150 Mk. mit dem entsprechenden Gewinn verkauft = 1,25—1,75 Mk.; ein Duzend Eriol-Tailen zu verputzen = 25 Pfg.; eine 4 m lange, 8 cm breite Häfelci an ein vom Geschäft geliefertes Tuch anzuertigen = 8 Pfg.; ein Duzend Manschetten zu nähen = 40 Pfg.; ein Duzend Kinderschürzen zu nähen = 40 Pfg.; ein Duzend Damenhemden zu nähen höchstens 1 Mk.; Stabblumenmalerei, bei 14 15stündiger Arbeit, wöchentlicher Verdienst 4 Mk.; bei 17stündiger Arbeit die Woche 10 bis 11 Mk. Verdienst. Das sind einige Proben, die leicht zu vervielfältigen wären. Damit ist das Elend aber noch nicht erschöpft. Es kommt hinzu, daß der Fabrikant es noch mit weiteren Herabsetzungen der Löhne jeden Augenblick versuchen kann. Und welche Arbeiterin könnte es wagen, dagegen zu protestieren? Die Noth zwingt sie einfach, auch weniger zu nehmen, weil sie sonst Arbeit und Stellung verliert, und es warten zahllose darauf, ihre Stelle einzunehmen, so daß der Arbeitgeber nie in Verlegenheit ist. Es kommt hinzu, daß die verhärmte Arbeit vieler Beamtenthöcher, die sich gerne „Handschuh- und Theatergeld“ verdienen wollen, die Preise dadurch herunterdrücken, daß sie sich zu geringerem Lohn anbieten, als die Arbeiterin, die davon ganz leben muß, es vermag. Es kommt hinzu, daß die Arbeiterinnen gezwungen sind, das Garn von den Fabrikdirektoren zu entnehmen, und sie müssen die Rolle mit 60—65 Pfg. bezahlen! Welche der, die sich das Garn billiger zu verschaffen weiß, ja auch wehe der, die in einer gewissen Zeit nicht ein betreffendes Quantum Garn verbraucht hat. Ohne Gnade wird sie entlassen! Ist bei alledem „Etlaverei“ zu viel gesagt?“

B. Unternehmer.

Kein Mensch von Verstand kann verkennen, daß das Handwerk seinen goldenen Boden unwiederbringlich verloren hat, trotz der Neubebung der Zünfte, und daß die Zustände der Landwirtschaft, insbesondere der kleinen Parzellenbauern, sich immer schwieriger gestalten, trotz der Getreidezölle (was in Parlamenten und landwirtschaftlichen Vereinen schon oft genug konstatiert wurde.)

Welche wirtschaftlichen Verheerungen die von Zeit zu Zeit auftauchenden Krisen mit ihren Massenbankrotts oder Krachs unter den Großindustriellen anrichten, welche gleich ökonomischen Erdbeben periodisch auftreten und selbst mächtige Eichen des Kapitals entwurzeln und niederwerfen, ist hinlänglich bekannt. Ueberdies bedroht der immer erbitterter und heftiger entbrennende Konkurrenzkampf selbst kapitalkräftige Unternehmer beständig mit dem Ruin; keine Stunde ist der Unternehmer sicher, daß nicht die kräftigeren, listigeren oder gewissenloseren Gegner ihn aus dem Sattel werfen. Denn in diesem wirtschaftlichen Krieg aller gegen Alle verhält es sich wie es beim Propheten Habakuk heißt: „Und lässest die Menschen gehen wie die Fische im Meer“: wie unter den Fischen die großen die kleinen auffressen, der Hecht die Forelle, der Hai den Hecht, so unter den Kapitalisten, „die Großen brechen den Kleinen den Hals und die Größeren den Großen ebenfalls“, und über die Größeren kommen zuletzt die Größesten, die Aktiengesellschaften (Kinge, Trusts, Kartelle,) mit ihren Riesenkapitalien, und verschlingen sie. Kein Wunder daher, daß das Geschäftsleben in seiner heutigen Gestalt die volle Hingabe, den vollen Einsatz der Energie erfordert, alle Geisteskräfte absorbiert und kaum noch Muße für den Kultus idealer Aufgaben gestattet, und daß es seine

Ungehörigen geistig verödet, moralisch korrumpirt, ästhetisch versumpft und nicht selten sogar physisch aufreibt. *)

Eine eingehende Schilderung unserer dormaligen sozialen Zustände müßte ein Nachstück ergeben, so grell, wie die gesammte Literatur keines aufweisen, die schwärzeste Phantastie keines ersinnen kann. Wir mußten uns auf wenige schwache Striche beschränken und wollen uns nun zur Erörterung der Ursachen wenden.

*) Es ist allgemein die Ansicht verbreitet, daß geistige Anstrengung und Ueberanstrengung die nächste Ursache der Geisteskrankheiten sei und demnach der Gelehrte, der bei seinem ernstem Studium sein Gehirn stark in Anspruch nimmt, am ehesten dem bösen Lebensfeinde ausgesetzt ist. Mehrere neuere statistische Untersuchungen haben aber das überraschende Ergebnis gehabt, daß die Kaufleute und Gewerbetreibenden die weitaus größte Zahl der Opfer der Geisteskrankheiten stellen. Der Grund dafür ist darin zu suchen, daß diese Stände der hastigen Arbeit des Tages obliegen, von dem Gemüth des Lebens stark beeinflusst werden, in dem Wettlauf mit ihren Mitbewerbern, in dem Kampfe ums Dasein rasch ihre Kräfte abnützen. Die Ermittlungen des Arztes an der Wiener Börse Dr. Franz Steiner haben ergeben, daß reichlich 75% der die Börse besuchenden Personen nervös veranlagte Naturen sind; von den etwa 1600 Besuchern erkrankte durchschnittlich in jedem Jahre 1% unter Erscheinungen, welche Zeichen von Gehirnschlaganfällen und Herzparalyse (Herzähmung) sind. Selbst wenn man den günstigsten Fall annimmt, daß davon nur die Hälfte diesem Leiden erlag, so ist dies immer noch um zehnmal mehr, als verhältnißmäßig ähnliche Todesfälle unter der gesammten übrigen Bevölkerung vorkommen, worin alle Berufsclassen vertreten sind.

(Aus einer Zeitschrift.)

III.

Die Ursachen.

Als Ursache der im Vorstehenden namhaft gemachten sozialen Uebelstände (innerhalb der bestehenden sozialen Verfassung oder Eigenthumsverhältnisse) bezeichnen wir in Bezug auf den Arbeiter (aller Branchen), Kleinhandwerker und Landwirthe, die Dampfmaschine; in Bezug auf die Großindustriellen die individualistische Produktion. Dabei ist jedoch festzuhalten, daß die nachtheiligen Folgen der individualistischen Produktion für die Großindustriellen durch die Dampfmaschine erheblich gesteigert worden sind, resp. werden.

1. Die Dampfmaschine.

Einer jüdischen Legende zufolge lebte einst in Prag ein Magier, der eine menschliche Figur aus Thon bildete und vermittelst Zaubernamen, die er an die Stirn des Thonmenschen schrieb, denselben belebte. Die Figur hieß der „Golem“ *) und derselbe verrichtete dem Magier Knechtsdienste mit übermenschlichen Kräften. Eines Tages aber war in dem Golem eine wilde unbändige Kraft entfesselt. Er stieg an, Mauern einzureißen, Häuser abzutragen und allerlei

*) Das Wort ist hebräisch und bedeutet Klumpen, nichtausgebildete Figur, daher im Rabbinischen: ungebildeter Mensch, Tölpel.

andern Unfug zu treiben. Da rief der Magier den Golem herbei, wuschte die Zauberworte von dessen Stirn, und sofort kehrte derselbe in den Zustand der Leblosigkeit zurück.

Was in diesem Märchen sich ausdrückt, die Sehnsucht der Menschheit, von der schweren Berufsarbeit entlastet zu werden und sie fühllosen Apparaten aufzubürden, die mit übermenschlichen Kräften begabt sind und beliebig zum Stillstand gebracht werden können, das hat in der Dampfmaschine volle Verwirklichung gefunden. Dieses aus eisernen Gliedern so sinnreich zusammengesetzte Wesen ist in den letzten hundert Jahren zu einem Diener des Menschen geworden, wie er sich keinen willigeren, stärkeren und unverdroßeneren wünschen kann, und erst durch diesen Diener hat sich der Mensch zum Herrscher über den leblosen Stoff emporgeschwungen. Maschinen sägen und hobeln die härtesten Steine, Maschinen bohren steinerne Röhren, fabriciren Fässer, spalten Bündhölzer, bereiten Papier, gießen Lettern, spinnen und weben und verarbeiten thierische und vegetabilische Faserstoffe. Der Kraftstuhl, die Saquard- und Robinetmaschine, der Circulärstuhl und zahlreiche andere Maschinen ersetzen jetzt in der Bearbeitung von Wolle, Flach, Baumwolle, die menschliche Arbeitskraft. Aus jeder Tiefe fördert die Dampfmaschine die Mineralien zu Tage, die der Fleiß des Bergmanns mühsam gewonnen hat; die unterirdischen Wasser, welche diesen von der Arbeit zu vertreiben suchen, werden von ihr unermüdtlich an die Oberfläche gehoben. Sie setzt die großen Gebläse in Bewegung, welche rastlos Tag und Nacht die Glut der Schmelzöfen anfachen. Mit zentnerschweren Hämmern führt sie dröhnende Schläge auf glühende Metallmassen und nöthigt diese, zwischen raschlaufenden Walzen die verschiedensten Formen anzunehmen. Sie bewegt ihre gewaltigen Arme und tausende von Spindeln beginnen, die feinsten Fäden zu spinnen, hunderte von Weber Schiffen, emsig hin- und herzu-

schmurren. Sie macht es möglich, daß eine einzige Presse in einer Stunde 20 000 Bogen druckt und vervielfältigt so die Früchte, die der Geist gereift hat, in's Unendliche, und spendet sie überallhin mit vollen Händen. Mit Wind und Wellen kämpfend zieht das Dampfschiff auf Flüssen und Meeren stolz dahin, von einem Continent zum andern; die Strömungen der Flüsse werden von ihm überwunden und ihm als Führer folgen die schwerbeladenen Schlepptähne. Mit der Schnelligkeit des Vogels durchheilt der Dampfswagen die Länder und rückt Städte einander nahe, die ehemals durch ganze Tagereisen getrennt waren. Eine friedliche, für alle Gebiete des Kulturlebens höchst erspriessliche Völkerwanderung ist durch Dampfschiff und Eisenbahn hervorgerufen worden. Sie verbrüdert die Menschen aller Welttheile, und die Produkte des Bodens und Gewerbefleißes, wie die Erzeugnisse geistigen Schaffens, werden in reglem Wechselverkehr ausgetauscht.

Lange vor Entdeckung und Nutzbarmachung der Dampfkraft hat es Maschinen gegeben, einfache und komplizirte; aber erst seitdem der Dampf sie befeelt, hat die Maschine zu jener Bedeutung sich aufgeschwungen, die ihr heutzutage zukommt, und Industrie und Handel, ja das ganze öffentliche Leben, von Grund aus revolutionirt, d. h. gründlich umgestaltet, so daß man berechtigt wäre, von der Zeit, da die erste Dampfmaschine ihre Glieder bewegte, eine neue Kultur-epoche zu datiren. Der Titane Prometheus, welcher der altgriechischen Sage nach das Feuer vom Himmel entwendet und zur Erde gebracht hat, wurde von den alten Griechen als größter Wohlthäter der Menschheit gefeiert. Lebten wir im Zeitalter der Mythologie, so würde gewiß auch der Entdecker bezw. Erfinder der Dampfkraft und der Dampfmaschine als mächtiger Gott oder Halbgott verehrt und man würde ihm Tempel erbauen und Altäre errichten. Doch geben wir einem Dichter (E. Weibel) das Wort:

Es ruht auf klarem Perlenthron
Die Meersei im Kristallpalast;
Der Feuergeist mit glüh'ner Krone
Durchschneißt die Lüfte sonder Mast.
Sie meiden sich mit finstrem Grollen,
Sie stören was des andern ist;
So lang des Erdballs Achsen rollen
Währet unveröhnt ihr grimmer Zwist.

Da fängt in erzgetrieb'nen Schranken
Der Mensch, der Schöpfung Herr, die Welt,
Daß dienlichbar seines Haupt's Gedanken
Ihr ungehörtes Walten sei;
Er bändigt ihren Grimm gelassen,
Er gibt dem dumpfen Trieb das Ziel;
Ins Brautbett zwingt er die sich Hasen
Zu unerhörtem Minnespiel.

Und sieh', aus ihrem dunklen Bunde,
Aus Lieb' und Abscheu, Brunn und Kampf,
Erwächst in mitternäch'ger Stunde
Das starke Niesenkind: der Dampf.
Mit wildem Tosen hochgestallt
Entspringt er aus der Wiege Haft;
Durch all sein Wesen gährt gewaltig
Des Vaters Zorn, der Mutter Kraft.

Er fühlt's in seinen Athern steben,
Ihn dünkt kein Werk zu schwer, zu groß.
Doch ach, es ward ihm nicht beschieden
Ein Feld des Ruhms, ein Heldenloos.
Nicht darf er in die Wolken greifen,
Nicht spielen mit des Willkes Loh'n,
In Lüften nicht die Welt durchschweiften
Ein freigeborner Königssohn.

Nein; wo der Mensch von Eisenschienen
Sein unabsehbar Reich gespannt,
Da muß in harter Frohn er dienen,
Ein Hercules in Knechts gewand.
Da muß er mit des Windes Flügel
Wettkaufen in erglüh'ner Haft
Und über Halde, Strom und Hügel
Dahinziehen die gehürnte Last.

Des Mühlrad's ungeheure Spelchen
Muß er im Schwünge rastlos drehn,
An's Schiff geschmiedet muß er leuchten
Als Ruder knecht bei Sturmeseh'n;

Er muß den Niesenhammer führen
Zu ewig wiederholtem Schlag,
Des Webstuhls Spulen tausend rühren.
Ein neues Werk bringt jeder Tag.

Sollte man nun nicht glauben, daß mit dieser großartigen Errungenschaft der Kultur, der Dampfmaschine, in das menschliche Dasein ein Faktor getreten sei, welcher bestimmt ist, das Glück, das Jahrtausende lang vergebens ersehnte und erjagte Glück, heimisch zu machen auf Erden; indem einerseits die Natur, von der Maschine bedient, nicht mehr karg und verbrossen, sondern freigebig und reichlich den Menschen ihr Füllhorn öffnet und ihren Segen spendet, und andererseits der Mensch die mühevollen und seine besten Kräfte in Anspruch nehmende Arbeit zum großen Theil von den Geistern der Natur sich nunmehr verrichten lassen kann, so daß Armuth und Noth immer mehr verdrängt würden aus der menschlichen Gesellschaft, die Weisheit der Menschheit, die Sorge im Kampf ums Dasein, immer weniger fühlbar würde und die Existenzsicherheit, die Basis aller materiellen und idealen Kultur, im rapiden Wachsthum begriffen sei!

Solch hochfliegende Hoffnungen haben sich in der That schon an die erste Maschine geknüpft. Als die Wassermühle zum Mahlen des Korns erfunden wurde und die Handmühle verdrängte, da begrüßte ein griechischer Dichter aus der Zeit des Cicero, Namens Antiparos, diese erste produktive Maschinerie als Befreierin der Sklavinnen und Herstellerin des goldenen Zeitalters:

Schonet der mahlkenden Hand, o Mülkermühen, und schlafet
Sanft! Es verkünde der Hahn euch nun den Morgen umsonst.

So beginnen seine begeisterten Verse. Er meint, die Sklavinnen, welche bis dahin schon mit dem Krähen des Hahns ihr Lager verlassen mußten, um die Handmühle zu drehen und das Mehl für den Gebrauch des Tages zu bereiten, jetzt würden sie ruhig fortschlummern können, denn

an ihrer Statt mahlen nun die Nymphen das Getreide, d. h. die Gewässer. So bei Erfindung der einfachsten Maschine.

Würde dieser Dichter heute aus seinem Grabe erstehen und den Aufschwung des Maschinenwesens unserer Tage erblicken, er würde sicherlich denken, die Menschen führten jetzt ein Götterleben, die Maschinen mit ihren Cyclopearmen verrichteten jetzt die menschliche Arbeit, der Mensch selbst aber könne sich ganz dem Ruktus des Ideals, dem Dienste des Wahren, Schönen und Guten hingeben.

Sehr schön hat der in jüngster Zeit oft genannte Amerikaner Henry George in seinem Werke „Fortschritt und Armuth“ diesem Gedanken Ausdruck gegeben. Es heißt da:

„Hätte einer der Männer des letzten Jahrhunderts, ein Franklin oder Priestley, in einem Zukunftsstraume sehen können, wie das Dampfboot an Stelle des Segelschiffs, der Eisenbahnzug an die der Post- und Frachtwagen, der Dampfmäher an die der Sense, der Dampfbrescher an die des Dreschlegels trat, hätte er das Stöhnen der Maschinen hören können, die, dem menschlichen Willen und der Befriedigung menschlicher Wünsche dienstbar, mehr vermögen als alle Menschen und alle Lastthiere der Erde zusammengenommen; hätte er sehen können, wie die Bäume des Waldes fast ohne Zutun der menschlichen Hand in fertige Thüren, Fenster, Böden, Kisten und Fässer umgewandelt werden; wie die großen Werkstätten kistenweise Stiefel und Schuhe mit weniger Arbeit aufertigen, als der altmodische Schuster zum Auslegen einer Sohle brauchte; wie in den Dampfwebereien unter den Augen eines Mädchens Baumwolle schneller in Tuch verwandelt wird, als hundert kräftige Weber es auf Handstühlen zu Wege gebracht haben würden; wie Hammerwerke Mannuthröhren und mächtige Anker schmieden und zierliche Maschinen winzige Uhren verfertigen; wie der Diamantbohrer das Herz der Felsen durchbringt und Kohlenöl den Walfisch

schonen läßt; hätte er sich den enormen Gewinn an Zeit und Arbeit vorstellen können, der durch verbesserte Einrichtungen des Verkehrs und des Austausches entstehen würde — sein Herz würde gehüpft und seine Nerven gebelt haben wie einem, der von einer Anhöhe gerade vor der verschmachtenden Karawane den belebenden Schimmer rauschender Wälder und den Glanz lachender Gewässer sieht. Seine Phantasie würde ihm vergegenwärtigt haben, wie diese neuen Kräfte die Gesellschaft gerade in ihren Fundamenten erhöhten, selbst den Ärmsten über die Möglichkeit des Mangels hinweghoben, den Niedrigsten von der Angst und Sorge um das tägliche Brot befreien; er würde geglaubt haben, daß jene Sklaven der Benachtheiligten des Wissens den traditionellen Fluch der Menschheit auf sich nehmen, jene Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl das Leben des ärmsten Arbeiters zu einem Feiertage machen würden, in dem jede hohe Eigenschaft und jeder edle Trieb vollen Raum zu Wachsthum und Gedeihen finden könnten.

Aber alle diese köstlichen Hoffnungen hat der Reif der herben Wirklichkeit versengt. Nur einer jämmerlich geringen Minderheit ist die ganze Herrlichkeit zu Gute gekommen. Die weitaus größere Mehrzahl des Volkes feuzt unter härteren Frohnden denn irgend zuvor, für sie ist Wohlthat Plage geworden, und wovon man unendlichen Segen für die gesamte Menschheit erhoffte, das ist in Wahrheit zum bittersten Fluche der arbeitenden Klassen ausgeschlagen.“

Die soziale Krankheit also hat sich durch die Maschine nicht nur nicht gebessert, sondern im Gegentheil im höchsten Grade verschlimmert, so daß eben sie als die moderne Pandora angeklagt werden muß, welche das soziale Massenelend verschuldet hat, unter welchem die Menschheit feuzt, und wenn wir ihre soziale Wirkung genau in's Auge fassen, so werden uns die Verheerungen, die sie anrichtet, kein Räthsel mehr sein.

Die Maschine ist eben der siegreiche Konkurrent der menschlichen Handarbeit. Hunderte von Thätigkeiten, welche früher nur die Muskelkraft verrichten konnte, verrichtet jetzt die Maschine. Hunderte von Gegenständen des Bedürfnisses und des Luxus, welche sonst zahllose Hände in Bewegung setzen würden, werden heutzutage von Maschinen hergestellt, deren Betrieb nur wenig Muskelkraft erheischt. Die Maschine macht den menschlichen Arbeiter entbehrlich und wirft ihn auf's Pflaster. „Das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter.“

Einige Beispiele: In der Handkattendruckeri druckt eine einzige Maschine mit dem Beistand eines Mannes oder auch nur eines Jungen so viel vierfarbigen Kattun in einer Stunde, wie früher 200 Mann. Bei der Teppichfabrikation, nämlich beim Spinnen, verrichtet heutzutage ein Mann, was ehemals 75—100 Mann zu Stande brachten. In der Stellmacherei ersetzt gegenwärtig ein Tagelöhner zehn gelehrte Handwerker, und ein einziger Knabe hobelt mit der Maschine ebensoviel Holz, als früher 25 handfeste Männer.

„Die Weltgeschichte bietet kein entschlicheres Schauspiel, als den allmählichen, über Dezzennien verschleppten, endlich 1838 besiegelten Untergang der englischen Handbaumwollenweber. Viele von ihnen starben den Hungertod. Viele vegetirten lange mit ihren Familien bei 2½ d (Pence) täglich = 20 Pfg.“ (N. Marx.) Und von der Wirkung der englischen Baumwollenmaschinen auf Ostindien konstatierte der Generalgouverneur 1834/35: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollenweber gleichen die Ebenen von Ostindien.“

In den Berichten der Gewerbekammern und Fabrikinspektoren wird diese verheerende Wirkung der Maschinerie unumwunden anerkannt. So z. B. konstatiert der braunschweigische Fabrikinspektor in seinem Bericht von 1881, daß trotz bedeutend gesteigener Zuckerproduktion die Zahl der

Arbeiter um mehr als 3000 gesunken sei, lediglich in Folge maschineller Verbesserung des Arbeitsprozesses.

Dem Bericht des Engländers John Olivier von 1844 entnehmen wir nachstehende Ziffern: „35 große Fabriken beschäftigten 1829 eintausend Spinner mit 674 074 Spindeln; 1841 arbeiteten in denselben Fabriken 487 Spinner mit 736 128 Spindeln. Binnen 12 Jahren war also die Zahl der Spinner um mehr als die Hälfte gesunken und dennoch die Zahl der Spindeln um fast 52 000 vermehrt. — 36 Grobspinnereien beschäftigten 1829 1088 Spinner; 1841 nur 448, mit einer Vermehrung von 53 353 Spindeln. — Zwischen 1835 und 1843 verminderte sich die Zahl der Spinner in Stockport von 800 auf 140. Ein Glücklicher, der in Arbeit geblieben war, erzählte 1843: Im Jahr 1840 arbeitete ich mit 674 Spindeln und konnte 22 Schilling die Woche verdienen; jetzt arbeite ich mit 2040 Spindeln und verdiene die Woche nur 13 Schilling. — Vielleicht — so fährt Olivier fort — vielleicht, lieber Leser, könntest Du in den Wahn verfallen, daß die Maschinenbauer den Vortheil davon gehabt hätten? Hier ist die Rechnung: Zwischen 1835 und 1844 wurden in einer Maschinenfabrik in Manchester folgende Maschinen eingeführt: eine Hobelmaschine, verrichtet die Arbeit von 14 Mann und wird von einem Jungen geleitet. Eine Durchschlagmaschine, gleich 12 Mann, braucht 1 Person. Eine Drehmaschine, gleich 3 Mann, braucht 1 Person. Eine Schraubenmutter-Schneidmaschine, gleich 3 Mann, braucht 1 Jungen. Eine Rad-schneide-Maschine, gleich 20 Mann, braucht 1 Mann. Eine Bohrmaschine, gleich 10 Mann, braucht 1 Person. In einer andern Fabrik sind 20 Drechsel-Maschinen, gleich 100 Mann, sie brauchen zusammen 10 Personen. 8 Hobelmaschinen, gleich 96 Mann, brauchen 8 Personen zusammen. Eine weitere verbesserte

Schraubenmutter-Schneidemaschine, gleich 20 Mann, braucht 1 Person. Eine Stoßmaschine, gleich 20 Mann, braucht einen Jungen. Die Maschinen werden also selbst mit Maschinen gemacht." (Zur Erläuterung sei bemerkt, daß „Person“ im Gegensatz zu „Mann“ ein unerwachsener Arbeiter ist.)

Man sieht, daß die Behauptung, die Zahl der durch die Maschinen verdrängten Arbeiter würde kompensiert durch die Beschäftigung der Arbeiter in den mechanischen Werkstätten, leeres Gerede ist, da die Zahl der letzteren verschwindend gering ist gegen die Zahl der ersteren.

Ebenso hinfällig ist die Behauptung, daß die Maschine nur vorübergehend die Handarbeit vermindere, weil sie dafür neue Industrien in's Leben rufe und so den aus der einen Branche hinausgeworfenen Arbeitern als Ersatz neue Arbeitsgebiete verschaffe. Aus vielen statistischen Thatsachen seien nur die folgenden angeführt.

Nach dem Zensus der Vereinigten Staaten stieg im Bereiche derselben in dem Jahrzehnt von 1870 bis 1880 die Anwendung von Motoren in der Industrie von 2300 Millionen Pferdekraften auf 3600 Millionen, eine Zunahme von ungefähr 55 Prozent. Die Zahl der Arbeiter aber nahm, trotz der starken Zunahme der Bevölkerung, nur um 41 Prozent zu, während sie im vorigen Jahrzehnt über 100 Prozent betrug. In einer ganzen Reihe von Industrien, deren Produkt bedeutend stieg, fiel die Zahl der Arbeiter absolut.

Was für die Industrie, das gilt auch für die Landwirtschaft. Im Jahre 1870 war das Verhältnis der Ackerbau-Bevölkerung zu der städtischen wie 47 zu 43. Zehn Jahre später umfaßte erstere nur 40 unter 100 und dabei verfaß sie nicht nur die größere Industrie-Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen, sondern der Export stieg außerdem noch gewaltig.

Der bekannte David A. Wells gibt in einem Review-

Artikel weitere Illustrationen dieser Art. Er sagt u. A.: „Die Benutzung des Dampfes im See- und Landerlandverkehr hat viele Arbeitskräfte entbehrlich gemacht. Im Jahre 1870 waren in der Britischen Dampf-Handelsmarine auf 1000 Tonnern noch 47 Arbeitskräfte erforderlich, 1884 nur noch 28, mithin eine Abnahme von 40 Prozent. Die Kosten des Getreide-Transportes von New-York nach Liverpool haben sich seit 1860 um die Hälfte vermindert, auf den amerikanischen Eisenbahnen ist der Transportpreis seit 1860 von 2.05 £. per Tonne und Meile auf 1.05 £. (1885) gesunken. Die Erfindung der Herstellung von billigem Stahl hat die Betriebskosten der Eisenbahnen vermindert. In allen Industrien ist die Handarbeit durch Maschinen ersetzt und die Herstellungskosten sind verringert worden; in den Baumwollspinnereien der Vereinigten Staaten um 32 bis 50 Prozent im Verlauf von nur zehn Jahren. Im Jahre 1840 fertigte der Arbeiter der Spinnereien in Rhode Island bei dreizehn- bis vierzehnstündiger Arbeit 9600 Yards Sheeting im Jahr, jetzt bringt er es bei zehnstündiger Arbeit auf 30000. In allen Erwerbszweigen ist die Zahl der Arbeiter vermindert worden. In der Schuh- und Stiefel-Fabrikation verrichten jetzt 600 Mann, was vor fünfzehn oder zwanzig Jahren 2145 leisteten. Dies sind nur einige Beispiele von vielen.“

Wie Megan und Goneril ihrem Vater, dem König Lear, so vergilt die Maschine ihren eigenen Erzeugern Dasein und Pflege mit schönem Dank.

Die Gefahr, welche der Existenz der Arbeiter seitens der Maschine erwächst, hat die Arbeiterwelt geahnt und erkannt, lange bevor die Maschine jene dämonische Macht entfaltet, womit der Lustgeist Dampf sie ausrüstet. Schon die Geschichte des 17. Jahrhunderts hat Arbeiter-Revoluten gegen die Einführung der Maschine zu verzeichnen und noch im Jahre 1812 kamen solche vor, so daß sich das englische

Parlament genötigt sah, die Zerstörung der Maschinen mit der Todesstrafe zu bedrohen. Im 16. Jahrhundert soll sogar der Stadtrath von Danzig den Erfinder einer Webmaschine haben ersäufen lassen und dieselbe Maschine wurde durch kaiserliches Edikt vom 19. Februar 1685 in ganz Deutschland untersagt. (S. hierüber näheres im „Kapital“ von Marx, 4. Abschn., 13. Kap., 5.)

Es bedurfte Zeit und Erfahrung, sagt R. Marx, bis der Arbeiter zur Einsicht gelangte, daß die Maschine an sich keineswegs das Uebel verschuldet, sondern die sozialen Zustände (worüber später).

In Heines „Romanzero“ findet sich ein ergötzliches Gedicht, „Pferd und Esel“ betitelt. Ein edler Schimmel sieht einen Eisenbahnzug zum erstenmal, wird für seine Zukunft schwer besorgt und bricht in die Klage aus:

Bedroht ist das ganze Pferdegeschlecht
Von schrecklichen Schicksalschlägen.
Obgleich ein Schimmel, schau ich doch
Einer schwarzen Zukunft entgegen.

Uns Pferde tödtet die Konkurrenz
Von diesen Dampfmaschinen,
Zum Reiten, zum Fahren wird sich der Mensch
Des eisernen Viehes bedienen.

Und kann der Mensch zum Reiten uns,
Zum Fahren uns entbehren:
Ade der Hafer, ade das Heu,
Wer wird uns dann ernähren!

Des Menschen Herz ist hart wie Stein,
Der Mensch gibt keinen Mißan-
stund; man jagt uns aus dem Stall,
Wir werden verhungern müssen.

Dieselbe Sorge ergriff auch die Arbeiter beim ersten Auftreten der Dampfmaschinen und die Zeit hat gelehrt, daß diese Sorge sehr begründet war.

Es verlohnt sich, noch einige weitere Strophen dieses

Gedichts mit ihrer humoristisch-satirischen Pointe herzusetzen, welche lauten:

So klagte das Roß und seuzte tief,
Der Langohr unterdessen
Hatt' mit der gemüthlichsten Seelenruh'
Zwei Distelköpfe gefressen.

Er leckte die Schwänze mit der Zung'
Und gemüthlich begann er zu sprechen:
Ich will mir wegen der Zukunft nicht
Schon heute den Kopf zerbrechen.

Wie klug auch die Maschinen sind,
Welche die Menschen schmieden:
Dem Esel bleibt zu jeder Zeit
Sein schieres Dasein beschieden.

Der Himmel verläßt seine Esel nicht zc.

Innerhalb der Berufskliederung wird die ökonomische Abhängigkeit der Besitzlosen von den Besitzenden in Bezug auf Naturprodukte einigermaßen kompensirt durch die Abhängigkeit der Besitzenden von den Besitzlosen in Bezug auf die Bearbeitung des Bodens und Verarbeitung der Naturprodukte. Die Maschine aber schiebt sich zwischen die Besitzenden und Besitzlosen und reduziert die Abhängigkeit der ersteren von den letzteren auf ein Minimum. Tausenden von besitzlosen Arbeitern wird so die Arbeitsgelegenheit, ihre Existenzbasis, entzogen, während bei den Beschäftigten infolge Massenangebots der Arbeit die Löhne auf das äußerste Minimum sinken, bei ausgedehntester Arbeitszeit.

Diese Wirkung der Maschine erstreckt sich aber indirekt auch auf jene Berufsarten, die noch nicht von der Maschinenthätigkeit ergriffen sind. Denn indem die Maschine so viele Arbeitskräfte entbehrlich macht und das Handwerk seinen goldenen Boden verloren hat, werfen sich die Existenzlosen und die jungen Leute bei der Wahl ihres Berufes auf die verschiedensten Berufszweige. Die Folge davon ist Ueber-

setzung aller Branchen, und es resultiren auch hier Arbeitslosigkeit und gedrückte Löhne, Befordrungen oder Gehälter, wie oben an dem Beispiel von kaufmännisch Bediensteten und Schriftstellern gezeigt worden.

Der Handwerker unterscheidet sich wirtschaftlich vom bloßen Arbeiter dadurch, daß er Besitzer der Arbeitsmittel ist (Werkstätte und Arbeitsinstrumente). Wie soll aber sein armseliges Arbeitsmittel mit der Maschine oder der Fabrik konkurriren können? Ist es nicht ganz natürlich, daß das Handwerk von der Großindustrie vernichtet, zermalmt wird? Der Kleinhandwerker befindet sich dem Großindustriellen gegenüber in einer ähnlichen Lage, (um ein Diebnecht'sches Gleichniß anzuwenden,) wie ein mit Pfeil und Bogen oder Armbrust bewaffneter Indianer gegen einen Krieger, der mit einem trefflichen Repetirgewehr ausgerüstet ist. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: wie die Postkutsche da verschwindet, wo die Eisenbahn fährt, so das Kleinhandwerk gegenüber der Großindustrie, die sich der Maschine bedient. Daran werden alle galvanischen Belebungsvoruche der Innungsbrüder nichts ändern.

Daß man bis in die konservativsten Kreise hinein für diese Wirkung der Maschine nicht blind ist, zeigt u. A. ein Artikel aus einem der letzten Jahrgänge der christlich-konservativen „Deutschen Reichspost“. Es heißt da: „In Wien ist in einer kleinen Ausstellung gewerblicher Maschinen eine eiserne Steppmaschine für Schuhmacher von einer Frankfurter Firma ausgestellt, welche im Stande ist, mit Bedienung eines Mannes ebensoviel zu leisten, als in der gleichen Zeit fünf bis sechs Schuhmacher zu leisten vermögen. Diese Maschine, der eiserne Schuhmacher genannt, arbeitet viel präziser und schöner, als menschliche Hände vermögen, und ist daher im hohen Grade geeignet und fürnlich dazu berufen, mindestens $\frac{1}{6}$ aller jetzt lebenden Schuhmacher entbehrlich zu machen

das heißt, sie um Brot und Erwerb zu bringen und sie hilflos auf die Straße zu werfen. Da die Maschine 4000 Mark kostet, so können sie nur kapitalkräftige Schuhmacher oder Unternehmer überhaupt kaufen und ausnutzen. Demgemäß ist ein beliebiger Unternehmer im Stande, eine oder mehrere solcher Maschinen zu kaufen und mit gerieheten Arbeitskräften in Thätigkeit zu setzen. Wenn dieser Unternehmer für den Anfang auch nur die Hälfte desjenigen Arbeitslohns, den der einzelne Schuhmacher, um leben zu können, absolut verdienen muß, auf den Rohstoff schlägt, so verdient er noch sehr viel Geld und ist gleichwohl im Stande, 4—5mal so viel bisherige Schuhmacher brotlos zu machen, als er Maschinen im Betriebe erhält, weil er bei gleicher Rohstoffqualität und schönerer Arbeit Schuhe und Stiefel um mindestens 25 Prozent billiger anfertigen und verkaufen kann, als der einzelne ohne solche Maschine arbeitende Schuhmacher. Das konsumirende Publikum wird selbstredend nach der gleichguten, aber billigeren Waare greifen und so nach und nach alle Schuhmacher zwingen, zu ähnlich niedrigen Preisen zu arbeiten. Da letzteren dieses unmöglich ist, so wird der betreffende Unternehmer immer mehr Maschinen aufstellen, um der Nachfrage genügen zu können und die mittleren und kleineren Schuhmachermeister können den ungleichen Konkurrenzkampf nur so lange forsetzen, bis sie ihr Vermögen zugesetzt haben, um entweder als Flickschuster ein dürftiges Dasein zu fristen, oder gar einen andern Erwerbszweig aufsuchen zu müssen, zu welchem nur die jüngere Generation überhaupt noch fähig ist, wobei es dann überdies noch eine offene Frage bleibt, ob sich andere Erwerbszweige mit lohnendem Verdienst so leicht finden lassen. Der „eiserne Schuhmacher“ bedroht demgemäß von den 200 000 Schuhmachern Deutschlands mindestens 150 000 mit Vernichtung ihrer Existenz. Ob dieser Vernichtungsprozeß ein schnellerer

oder langsamerer sein wird, hängt allerdings von verschiedenen Umständen ab, namentlich von der Nothwendigkeit der Großunternehmer und von der Laune des Publikums, ob es den Produkten des „eisernen Schuhmachers“ mit größerem Vertrauen oder Mißtrauen entgegenkommt, ändert aber an der schließlichen Thatsache nichts. Diese Maschine ist also geeignet, Tausende von Familien in Noth und Bedrängniß zu bringen.“

Zu der That konstatarie neulich erst ein kompetentes Blatt, daß heutzutage Frauenstiefelchen von 100 Menschen gefertigt werden, wozu früher 500 nöthig waren.

Die Maschine ist aber nicht minder das Verhängniß der Landwirthschaft. Der Kleinbesitz steht zum Großgrundbesitz in einem ähnlichen Verhältniß wie das Kleinhandwerk zur Fabrik. Der kleine Parzellenbauer, der mit seinem primitiven Handpflug die Scholle wendet, kann unmöglich mit dem Großgrundbesitzer konkurriren, der mit dem Dampfpflug arbeitet und mit allen großartigen Mitteln der modernen Technik sein Gut bewirthschaftet. — Bei der Landwirthschaft kommt aber noch ganz besonders die Maschine als Verkehrsmittel in Betracht. Bevor das Dampfroß über Länder und Meere schraubte, hatte die Landwirthschaft nicht unter der auswärtigen Konkurrenz zu leiden. Seitdem aber Eisenbahn und Dampfschiff alle Länder der Erde einander nahe gerückt haben und die Bodenprodukte der fernsten Länder leicht eingeführt werden können, wird der inländische Markt von den billigen Produkten der entlegensten Länder überschwemmt und die Preise werden naturgemäß herabgedrückt. Der Großgrundbesitzer, welcher sein Gut mit Maschinen bewirthschaftet und dabei alle Vortheile der Bewirthschaftung anwendet, kann diese Konkurrenz aushalten. Er kann sein Getreide und die andern Bodenprodukte, sowie die aus denselben gewonnenen Erzeugnisse, wie Schnaps, Rübenzucker, zu billigem Preis verkaufen und hat dennoch

einen Nutzen erzielt. Nicht so der Kleinbauer. Bei den billigen Getreidepreisen kann er unmöglich bestehen. Er ist außer Stande, sein Wohn- und Wirthschaftsgebäude in besseren Stand zu setzen, vollkommenerer Geräthschaften und Werkzeuge anzuschaffen oder den Boden mit hinreichenden Pflanzennährstoffen zu versehen. Er ist außer Stande, seine Zieher abzuzahlen, muß immer mehr Geld aufnehmen, läßt sich am Ende mit den Wucherern ein und sinkt immer tiefer in Schulden, bis endlich sein ganzes Gut verschuldet ist und eines Tages sein Gut unter den Hammer kommt und er selbst mit Weib und Kind von Haus und Hof gejagt wird, ins Elend.

Da gibt man denn von wohlmeynender Seite dem Bauern recht schöne und gute Rathschläge über rationellere Bewirthschaftung; aber was helfen ihm die, wenn er kein Geld hat, sie zu befolgen? Es geht ihm wie jenem kranken Arbeiter, dem der Arzt kein besseres Rezept zu verschreiben wußte als: täglich ein Pfefferkorn, eine Flasche Bordeaux und 3 Eier Morgens und Abends. Das Rezept war vortrefflich; der Fehler war nur, daß der arme Teufel kein Geld hatte, sich dasselbe machen zu lassen.

Nun kommen aber dieselben Kurpfuscher, welche dem Handwerk durch Zünfte aufhelfen wollen und empfehlen Getreidezölle zum Schutz der Landwirthschaft gegen die auswärtige Konkurrenz. Wenn wir sagen Kurpfuscher, so ist das eigentlich nicht ganz zutreffend. Denn die Agitation für Getreidezölle geht hauptsächlich von den Agrariern aus, d. h. eben den Großgrundbesitzern, und die finden allerdings ihre Rechnung dabei; sie operiren für ihre Masseninteressen. Daß sich aber der Staat, dem die Fürsorge für alle seine Angehörigen obliegt, dazu hergeben, den Interessen einer ohnehin sehr begüterten Minorität auf Kosten der Gesammtheit zu dienen, d. h. das zu Brod vertheuern, damit die

Herrn Großgrundbesitzer für ihr Getreide höhere Preise erhalten? Ist das die „Fürsorge für den armen Mann“, „das Patrimonium der Enterbten“, was die Umwälte der „Sozialreform“ so pomphaft im Munde und in der Feder führen?

Ja, sagt man, kommen denn die Getreidezölle nicht auch dem Kleinbauern zu statten? Gewiß, freilich in weit geringerem Maße als den Großen. Aber bei Licht besehen, ist dieser Nutzen ganz illusorisch, ja er verkehrt sich in Schaden. Denn der Kleinbauer, der nur wenig Getreide verkauft, muß die geringe Summe, welche ihm der höhere Getreidepreis einbringt, doppelt und dreifach büßen durch die höheren Preise, welche er für andere Lebensmittel zu zahlen hat, die er selber kaufen muß. Denn selbstverständlich machen die Schutzzölle nicht beim Getreide Halt. Ist einmal die Bahn der Schutzzölle beschritten, so werden auch andere Produkte mit Zöllen belegt, denn jeder Produzent hat alsdann das gleiche Recht, vom Staat zu fordern: Schütze mein Produkt! Nicht zu vergessen, daß wenn ein Mißwachs oder Hagelschlag den Bauer in die Lage versetzt, sein Getreide kaufen zu müssen, er von den Schutzzöllen ebenso leidet, wie der Nichtbauer. Wie viele Parzellenbauern sind auch in guten Erntejahren genötigt, Mehl zu kaufen, da der Ertrag ihres kleinen Gütlehens für ihren Bedarf lange nicht reicht.

Wäre der Bauer in politischen und wirtschaftlichen Dingen nicht von so wunderbarer Kurzsichtigkeit, — für welchen Mangel ihn indessen die Riehe des Herrn Schäffle und anderer Sozialpolitiker gleichen Kalibers schadloß halten mag — er müßte einsehen, daß die Getreidezölle ein Danaergeschenk für ihn sind.

Wir fassen das Vorstehende in das ceterum censeo zusammen: Die soziale Misere der Arbeiter aller Gattungen,

wie der Handwerker und kleinen Landwirths, hat wesentlich die Maschine verschuldet.

2. Die individualistische Produktion.

Wir haben oben hervorgehoben, daß in der heutigen Gesellschaft innerhalb der besitzenden Klassen die Berufsgliederung herrscht, d. h. die soziale Arbeitstheilung, (richtiger: Arbeitsvereinigung). Im Gegensatz zur Naturalwirtschaft, wo jeder alle seine Bedarfs Güter selbst erzeugt, produziert heutzutage jeder nur einen Artikel, diesen aber massenhaft, um dafür seine übrigen Bedarfs Güter einzutauschen.

Um nun die soziale Arbeitstheilung richtig zu beurtheilen, müssen wir sie mit der Arbeitstheilung in der Technik vergleichen. In der Uhrenfabrikation z. B. herrscht heutzutage die Arbeitstheilung. Während der ehemalige Nürnberger Uhrmacher die ganze Uhr mit allen ihren Theilen allein machte, ist heutzutage die Uhr das Werk von nicht weniger als 102 Theilarbeitern. Der eine verfertigt nichts als Uhrfedern, der andere bloß Zifferblätter, ein dritter nur Zeiger u. s. f. Die 102 Geschäfte vereinigen sich zu dem Einzelwerk, indem sie sich in die Arbeit theilen, d. h. indem jeder einen Theil der Gesamtarbeit, einen Theilprozeß der Gesamtfunktion übernimmt. *)

Die gesellschaftliche oder wirtschaftliche Berufsgliederung ist nichts anderes als eine solche Arbeitstheilung, die sich auf die Produktion sämtlicher Bedarfsartikel ausdehnt. Der eine fabrizirt Seidenstoffe, der andere Klaviere, der dritte Mundstühle u. s. f.

Nun unterscheidet sich aber die gesellschaftliche Arbeitstheilung von der wirtschaftlichen in einem sehr wesentlichen

*) Die großen Vortheile der Arbeitstheilung s. bei Marx, Kapital, 4. Absch., dem mehrere der obigen Daten entnommen sind.

Punkt. Jede Kooperations*)-Arbeit bedarf mehr oder minder einer Direktion, welche die Harmonie der individuellen Thätigkeiten vermittelt. „Ein einziger Violinspieler dirigirt sich selbst, ein Orchester bedarf des Dirigenten.“ Es muß also mit der Arbeitsteilung eine entsprechende Organisation der Arbeitsvereinigung verbunden sein, wenn Produktion und Consumption sich decken sollen. Technisch wird diese Organisation durch die einheitliche Betriebsleitung erzielt. Aber wirtschaftlich? Innerhalb der Gesellschaft, sagen die Nationalökonomien, wird die Harmonie der getheilten Arbeit durch die Zirkulation der Produkte, durch Kauf und Verkauf, durch den durch Geld vermittelten Tausch, oder durch die Absatzverhältnisse hergestellt. Sie setzen gewöhnlich hinzu: durch möglichst geregelte Absatzverhältnisse. Aber wer regelt denn die? Nun, das Bedürfnis. Die Produzenten produziren eben nur, was absetzbar ist, wonach Bedürfnis vorhanden ist. Wer Seidenwaaren fabrizirt, thut es, weil er weiß, daß solche gekauft werden. Weiß er aber denn auch, wie viel davon gekauft werden? Hat er vorher sich genau erkundigt, oder statistische Erhebung angestellt, wie groß das Bedürfnis des Marktes ist und ferner, welches Quantum andere Seidenwaarenfabriken produziren? Antwort: Nein. Es ist also unausbleiblich, daß einzelne Unternehmer (Produzenten oder Handeltreibende) Waaren auf den Markt bringen, in welche sie hohe Summen gesteckt haben und die sie nicht absetzen können. „Statt daß in der technischen Kooperation das eherne Gesetz der Verhältniszahl oder Proportionalität bestimmte Arbeitermassen unter bestimmte Funktionen subsumirt, treiben in der wirtschaftlichen Kooperation Zufall und Willkür ihr buntes Spiel.“

Von der Arbeitsteilung in der Uhrenfabrikation war

*) Kooperation heißt Arbeitsvereinigung, Zusammenwirken mehrerer Individuen.

schon die Rede. Nehmen wir an, daß in einem Uhrenindustriebezirk, sagen wir in Genf, eine sehr große Uhrenmanufaktur besteht, in der Weise, daß die 102 verschiedenen Zweige der Uhrmacherei je durch einen Arbeiter vertreten sind. Nehmen wir ferner an, daß jeder dieser Arbeiter zwar einzig und allein für dieses Geschäft arbeitet, aber absolut nicht weiß, wie viel von seinem Zweigprodukt das Geschäft braucht, sondern sich darauf verläßt, daß seine Waare auch Absatz finden wird. Was wird die Folge sein? Der Zweigarbeiter, sagen wir der Zifferblattmacher, wird eines Tages 100 Zifferblätter in's Comptoir bringen, um sein Geld dafür einzustreichen. Da wird ihm aber der Geschäftsführer sagen: Ja Männchen, oder Sie Chaib, wir haben noch Zifferblätter genug von Ihrer früheren Lieferung und brauchen auf die nächste Zeit gar keine. Geben Sie sie einstweilen auf, bis wieder Bedarf vorhanden ist. Der Zifferblattmacher aber läßt seinen Kopf hängen und weiß nun nicht, wovon er leben soll, denn er hat sonst kein Vermögen, seine Arbeit allein schafft ihm seinen Bedarf. Er wird also in bitterer Noth sein, bis das Geschäft wieder Zifferblätter bedarf. Möglich aber, daß bis dahin ganz andere Zifferblätter in Mode kommen, was zur Folge hat, daß er auch noch ganz umsonst gearbeitet hat, daß seine Arbeit eine vergebliche gewesen.

So verriickt, wird man sagen, ist ein Zifferblattmacher nicht, er arbeitet nur nach dem Bedürfnis, auf Bestellung oder doch auf Grund genauer Erkundigung der Absatzverhältnisse.

Nein gewiß, so verriickt ist kein Zifferblattmacher; aber so verriickt sind die Produktionsverhältnisse überhaupt, bei welchen es genau so gemacht wird, wie es der Zifferblattmacher nicht macht. — Genau so? Nein, sondern noch viel toller.

Der eben angestellte Vergleich der wirtschaftlichen Produktionsmethode in der Manufaktur wäre vollständig zutreffend, beide Verhältnisse wären analog, wenn sämtliche Geschäfte eines Produktionszweigs nur die Filialen eines Geschäfts wären, also wenn z. B. sämtliche Seidenwarenfabriken in der zivilisirten Welt oder eines Landes unter einem Besitzer vereinigt wären, oder eine große Aktiengesellschaft bildeten, so daß sie sämtlich von einem gemeinschaftlichen Interesse beherrscht wären.

Das Gegentheil ist aber der Fall. Statt Einheit der Interessen herrscht vielmehr bei den Vertretern derselben Produktionszweige Kreuzung der Interessen, statt gegenseitiger Unterstützung und Förderung — gegenseitige Hemmung und Befehdung, statt Kooperation — Disoperation (wenn ich mir diese Wortbildung gestatten darf), genannt Konkurrenzkampf.*)

So ist also unsere herrschende Wirtschaftsmethode ein seltsames Zwitterding von Arbeitsteilung, und zwar unvollkommener, der Direktion entbehrender Arbeitsteilung, und Arbeitsisolierung, von Kooperation und Disoperation. Innerhalb der verschiedenen Produktionszweige Arbeitsteilung, aber planlose, ohne die zur Arbeitsteilung nöthige Direktion; innerhalb derselben Produktionszweige Disoperation, Interessentkampf bis auf's Messer.

Eine wahre Monstrosität! concordia discors**)

könnte man es mit Horaz nennen (Epist. 1, 12).

Es ist gerade so, wie wenn die Eisenbahnen nicht mit

*) Dieser Konkurrenzkampf unter den Produzenten hat indessen wieder für die Konsumenten die relativ gute Seite, daß die Produkte dadurch verbilligt werden. Würden sich aber die Produzenten vereinigen, so könnten sie die Preise der Produkte beliebig in die Höhe schrauben, wie dies neuerdings thatsächlich in vielen Produktionszweigen durch die berüchtigten Kartelle (Trusts, Syndikate oder Ringe, z. B. den Stupfering,) geschehen ist.

**) Zwieträchtige Eintracht.

einander in Verbindung wären, sondern jede ohne Rücksicht auf die andere betrieben würde, wobei es natürlich unvermeidlich, daß täglich Eisenbahnzüge aufeinanderstoßen würden.

Das Wort Joh. Scherr's über die ehemalige deutsche Reichsregimentsmaschine ist auch auf unsere soziale Maschine anwendbar: „Von Anfang an unglücklich konstruirt, wurde sie nachgerade zu einem wahren Monstrum von Ungefügigkeit und Komplizirtheit. Setzte man das ungeheuerliche Ding in Bewegung, so hob ein furchtbares Gepolter und Gepurhsen an, aber die einzelnen Theile, die Räder, Walzen, Stifte, Stränge, Kurbeln und Gewichte der Maschine arbeiteten nicht missammen, sondern zumeist gegeneinander.“

Und darum entbehrt die heutige Produktion nicht bloß die Vortheile der Kooperation und Arbeitsteilung, sondern sie schleppt eine ganze Pandorabüchse voll wirtschaftlicher Uebel nach.

Denken wir nur daran, welche eine Menge von Arbeitskraft verschwendet wird für Eroberung eines Absatzgebietes, namentlich wenn das Gebiet bereits vom Feinde besetzt, d. h. von einem Konkurrenten innegehabt wird, so daß derselbe erst daraus verjagt werden muß. Und welche Arbeitskraft ist ferner nöthig, um sich im Besitz des eroberten Absatzgebietes zu erhalten und die Eroberungsgelüste anderer Konkurrenten zu vereiteln. Wie viel Arbeitskraft reißt ferner die Konkurrenz wechselseitig dadurch auf, daß der eine fortwährend darauf ausgeht, die Zwecke des andern zu hemmen, ihm sein Absatzgebiet abzufragen, bezw. ihn daraus zu verdrängen. Wenn diese Riesensummen von Arbeitskräften, welche im Konkurrenzkampf verpufft und vergeudet werden, zu produktiven Zwecken verausgabt würden, was könnte damit geleistet werden!

Nichts anderes als dieser Individualismus in der Produktion ist die Ursache der Massenbankrotts, Krisen, Krachs. Die Waaren werden auf Spekulation durch Privatunter-

nehmer hergestellt, welche weder die Bedürfnisse des Marktes noch die Gesamtproduktion übersehen können und obendrein mit einander in beständigem Konkurrenzkampf sind. Es wird eben ins Blaue hinein produziert. Güter Absatz hat eine Vermehrung der Produktion zur Folge. Wird der Absatz schwieriger, so sucht der Fabrikant oder Unternehmer sich durch Preisherabsetzung zu helfen, ohne jedoch die Produktion einzustellen. Da nun alle Fabrikanten und Unternehmer insgesamt in derselben planlosen Art drauf los produzieren, so muß schließlich eine Stauung entstehen, der überfüllte Markt kann keine Waaren mehr auffangen, Absatz ist nur noch zu Schleuderpreisen möglich, die Fabrikanten, welche sich im Verhältniß zu ihren Mitteln am tiefsten eingelassen haben, machen Bankrott, die Leihen der Kleineren bedecken das ökonomische Schlachtfeld. Die Banken, welche dabei engagiert sind, werden in den Ruin verwickelt, und hunderte von kleinen Leuten werden wieder von den Banken mit hinuntergezogen in den Sturz. Es kommt nun, um mit F. Engels zu reden, eine Periode der Stokung, die Waaren fließen allmählig ab, Produktion und Austausch kommen wieder in Gang. Nach und nach beschleunigt sich die Gangart wiederum, fällt in Trab, geht über in Galopp und dieser steigert sich wieder bis zur zügellosen Karriere einer vollständigen Steeple chase, um endlich nach den Halsbrecherischen Sprüngen wieder anzulangen — im Graben des Krachs.

Die Helfershelferin ist hiebei wiederum die Missethäterin Maschine; denn nur sie ermöglicht jene schwindelhafte Höhe der Ueberproduktion. Ohne die Dampfmaschine könnte auch der Konkurrenzkampf den kleineren Kapitalisten nicht so verderblich werden. Nur die Dampfmaschine als Produktions- wie als Verkehrsmittel sichert dem größeren Kapitalisten ein so großes Uebergewicht über den kleineren, sofern er diese durch die raffinierteste Ausnützung aller tech-

nischen Hilfsmittel und durch die weiteste Ausdehnung seines Absatzgebiets überflügelt.

Der mit geringem Kapital ausgestattete Großindustrielle verhält sich zu dem mit größeren Kapitalien ausgestatteten wie der Kleinhandwerker zum Großindustriellen, und wie der Parzellenbauer zum Großgrundbesitzer.

Nur einige Beispiele: Im Jahre 1874 gab es in Spremberg 278 Tuchfabrikanten, vor einigen Jahren hatte es deren nur 57. Diese sind aber zusammen reicher, als die 278 von damals. Wo sind die andern hingekommen? Antwort: Die sind von den 57 verschlungen worden, wie Pharaos Kühle. (Aehnlich in Weßingen Württbg.) — Nach dem Jahresbericht der Handelskammer für den Bezirk Halberstadt gab es im Kammerbezirk 1875 38 selbständige Braunkohlengruben, 1887 nur noch 29, infolge Auffangung der kleinen Betriebe durch die großen. — Aehnlich auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Gewerbe. Die kleinen Mühlen, Eichoriendarren und Brauereien verschwinden. Desgleichen ist der Mühsamenbau, der ehemals von zahlreichen kleinen Leuten betrieben wurde, in die Hände weniger Unternehmer übergegangen. Die „Fränk. Tagespost“ 1888 konstatirt, daß kleinere Brauereien nicht mehr existenzfähig sind, auch als Aktiengesellschaften nur in besonders günstigen Fällen, die Mehrzahl fällt früher oder später der Liquidation anheim, von Neugründungen sei keine Rede mehr. — Nicht anders verhält es sich mit den kleinen, Detaillisten, die von den großen Geschäften erdrückt werden.

Die Großen brechen den Kleinen den Hals
Und die Größeren den Großen ebenfalls

und über die Größeren kommen die koalirten Kapitalien der Dinge (Trusts), so daß sich immer größere Reichthümer bei immer mehr zusammenschrumpfenden Minoritäten ansammeln, während der Proletarismus täglich weiter um sich greift, immer mehr Personen in seinen Abgrund zieht.

IV.

Das Seilmittel.

„Innerhalb der bestehenden sozialen Verfassung oder Eigentums-Verhältnisse.“ Diese Worte haben wir oben beigelegt und ontvort, als wir die Dampfmaschine einerseits und die individualistische Produktion andererseits als die Ursachen der sozialen Mißstände bezeichneten. Es sollte damit angedeutet werden, daß eine soziale Verfassung denkbar ist, bei welcher die eine dieser beiden Ursachen, die Dampfmaschine, jene sozialen Mißstände nicht mehr bewirkt, sondern allen Menschen, nicht bloß einem kleinen Bruchtheil, zur Wohlfahrt gereicht und jene hochfliegenden Erwartungen für das soziale Heil der Gesamtheit, welchen Henry George so schönen Ausdruck gegeben hat, in vollem Maße erfüllt.

Es ist offenbar, daß die Dampfmaschine dadurch verhängnißvoll wird für die Arbeiter, daß sie dieselben der Existenzbasis, welche für die Besitzlosen innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung oder Berufszgliederung in der Arbeitsgelegenheit besteht, beraubt, indem sie die Besitzenden von der Arbeit der Nichtbesitzenden unabhängig macht.

Machen wir es an einem Beispiel deutlicher. Robinson

ist Besitzer seiner Insel, er läßt aber seinem wilden Freund Freitag alles zu Theil werden, was dieser zum Leben bedarf, weil dieser gemeinschaftlich mit ihm die Arbeit verrichtet. Dem durch die ihm überaus nützliche Mithilfe des Freitag kann er sich das Leben auf seiner Insel in mannigfacher Hinsicht viel angenehmer gestalten. Robinson ist von Freitag fast ebenso abhängig, wie Freitag von Robinson. Angenommen nun, Robinson und Freitag fabriciren mit einander einen Automaten, der den Freitag vollständig ersetzt, so wird es fortan ganz vom guten Willen Robinsons abhängen, ob und wie viel er dem Freitag zu seinem Lebensunterhalt verabreichen will (vorausgesetzt, daß Robinson auch durch seine Ueberlegenheit an Kraft oder Waffen in der Lage ist, sein Besitzrecht zu behaupten).

Würden aber Robinson und Freitag die Insel und alle Produkte der Natur und ihres heiderseitigen Fleißes, einschließlich des Automaten, gemeinschaftlich besitzen, so würde der Automat für beide im höchsten Grade vortheilhaft sein.

Der Herkules des 19. Jahrhunderts, die Dampfmaschine, die für das Kapital größere Werke schafft und heroischere Thaten vollbringt, als einst der Sohn Alkmenes dem Curytheus, ist nicht bloß als vollkommenes Arbeitsinstrument ein Werkzeug des Friedens, sondern auch zugleich eine mächtige Waffe, womit das Kapital das Proletariat von der reich besetzten Tafel verschmückt, an dem es selbst infuktilsch schwelgt, beziehungsweise es verurtheilt, mit den Brosamen und Abfällen vorlieb zu nehmen.

Über nicht bloß gegen das Proletariat allein kehrt sich diese Waffe, sondern gegen das Kapital selbst, indem das größere Kapital das kleinere dadurch überwältigt, daß es mit ihr (als Arbeitsinstrument und Verkehrsmittel) das kleinere verdrängt, so daß die Zahl derer von Tag zu Tag wächst, die aus dem Olymp des Ueberflusses ausgestoßen und hinab-

gestürzt werden in den Tartarus der Noth und des Elends, oder mit anderen Worten, die Proletarisirung der Massen immer größere Kreise zieht.

Das Wort Kapitalismus, das in letzter Instanz das Privat-Eigenthumsrecht an den Existenzbedingungen bedeutet*) — wohlverstanden: nicht an den Konsumartikeln oder Lebensmitteln, sondern an den Mitteln, welche zur Erzeugung der Lebensmittel nothwendig sind, nämlich Grund und Boden, Fabriken und Werkstätten und Verkehrsanstalten — das Wort Kapitalismus löst mit einem Schlag jenes Räthsel oder Paradoxon, den Widerspruch zwischen dem, was die Maschine verspricht, und dem, was sie bislang gehalten hat. Wären die Maschinen, sammt dem Grund und Boden, wären die Produktions- und Verkehrsmittel Eigenthum der Gesamtheit, also auch der gesammten Arbeiterschaft, so würden die großartigen Vortheile der Maschinenindustrie auch allen insgesammt zu gute kommen. Da aber dies nicht der Fall ist, sondern nur das Kapital im Besitze des Grund und Bodens und der Arbeitsmittel und Verkehrsanstalten ist, und die Kapitalisten selbst untereinander sich heiß und wüthend bekämpfen, so gereicht die Maschine den meisten Menschen nicht zum Heil, sondern zum Gegentheil. Treffend hat darum F. Lasalle gesagt: Das Kapital, das ist die Maschine.

An sich verringert die Maschine die Noth und schafft sie den Ueberfluß; unter der Herrschaft des Kapitals steigert sie die Noth der Massen und beraubt sie ihrer Existenzbasis. An sich entlastet sie den Menschen von der Arbeit, unter der Herrschaft des Kapitals entlastet sie den Kapitalisten von

*) In dem aber zugleich die entwickelte Geldwirtschaft begriffen ist, welche die schrankenlose Vermehrung des Privateigenthums erst ermöglicht und die großen Besitzthümer erst ausgiebig nutzbar macht für ihre Besitzer; was hier nicht näher anzuführen.

der Arbeit und wälzt sie auf den Arbeiter. An sich verkürzt sie die Arbeitszeit, unter der Herrschaft des Kapitals verlängert sie dieselbe. An sich ist sie ein unerschöpfliches Füllhorn des Segens, unter der Herrschaft des Kapitals ist sie ein Fluch für Millionen; gleich dem Eisen, das im Frieden als Pflugschar die Furche zieht für die goldene Saat der nährenden Halmsfrucht, während es im Krieg die Menschen massenweise dahinnordet.

Es ist gewiß, daß es kein Mittel gibt, welches den ökonomischen Massenverheerungen des Kapitalismus bei der modernen Produktionsweise Einhalt thun kann, ohne diesen selbst in seiner Wurzel zu treffen. Wer den Tiger will, der muß auch seine Tauen und sein Gebiß wollen, und wer den Kapitalismus in Permanenz will, der muß auch das Massenelend wie den Konkurrenzkampf und seine Folgen in Permanenz erklären.

Das Privateigenthum (an den Existenzbedingungen), in allen Epochen für die Besitzlosen mehr oder minder verhängnisvoll, war es doch nie in solchem Grade wie in der Gegenwart, wo dasselbe zum Nachtheil der Massen in ausgedehntester Weise das Wort bewahrheitet: Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat.

Die Frage, ob nicht die Art an die Wurzel des Privateigenthums selbst gelegt werden müsse, drängt sich daher heutzutage ganz besonders lebhaft auf.

Die Erörterung dieser Frage pflegt die meisten sofort in einen Zustand hochgradiger Erregtheit zu versetzen, die sie zu jeder ruhigen Erwägung unfähig macht. Vor den Schreckbildern, die ihnen ihre Phantasie vorgaukelt, wenn sie das Wort Sozialismus hören, nimmt ihre Vernunft

(vorausgesetzt, daß sie sich im Besitz dieses Artikels befinden.)
völlig Reifhaus. *)

Es darf dies aber umsoweniger von einer sorgfältigen Untersuchung abhalten, als es sich mit solchen intellektuellen Schreck-Gespenstern in der Regel ebenso verhält, wie mit den physiologischen: tritt man ihnen näher, so entpuppt sich das fürchterliche Phantom als ein sehr harmloses, häufig sogar gutmüthiges und anmüthiges Ding.

Ueber den Ursprung des Privateigenthums soll hier keine nähere Erörterung gepflogen werden; genug, daß kein Einsichtiger mehr bezweifelt, daß es auf Usurpation zurückzuführen ist, und Rousseau in seinem „Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes“ so ziemlich den Nagel auf den Kopf getroffen hat. **)

Darum aber die ganze Aera des Privateigenthums als Verirrung und Verkehrtheit zu beklagen, wäre selbst höchst verkehrt. Hier ist an das bekannte Hegel'sche Wort zu er-

*) Es ist mir schon manchmal im Gespräch mit Großindustriellen vorgekommen, daß sie zwar die Uebelstände der Maschinenproduktion für das Proletariat zugeben, aber von jeder gesetzgeberischen Reform, die über die reichsgesellschaftliche hinausgeht, absolut nichts wissen wollen. Denn wie die Freien der antiken Staaten die Sklaverei, und wie die Privilegirten der Geburt in früheren Jahrhunderten (d. h. die Inhaber des Grundkapitals) die Standesverschiedenheit, so finden auch die Privilegirten des Besitzes des 19. Jahrhunderts (d. h. die Inhaber des Grund- und mobilen Kapitals) die Klassenverschiedenheit ganz in der Ordnung. Kam aber die Rede auf die großen Koalitionen der Aktiengesellschaften und Dinge, welche den betreffenden Großindustriellen selbst unbequem sind, so wurden sie auf einmal reformlustig und erklärten, das sollte die Gesetzgebung nicht drüben! Daß es eine und dieselbe soziale Einrichtung ist, welche dem Kapital über die Arbeit und dem größeren über das kleinere Kapital ein so erdrückendes Uebergewicht verleiht, nämlich die Monopolisirung der Produktionsmittel, kann man ihnen schwer begreiflich machen.

**) Er leitet den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen davon her, daß der erste, welcher auf den Einfall kam, ein Stück Land abzugrenzen und zu sagen: das ist mein! Leute fand, welche dumm genug waren, ihm das zu glauben.

innern, daß alles was ist, vernünftig ist; welches Wort jedenfalls in dem Sinne vernünftig ist, daß derartige Institutionen sich nicht hätten so geraume Zeit behaupten können, wenn sie nicht für gewisse Zeit zweckentsprechend und der Gesamtwohlfahrt resp. der Kulturentwicklung erspriesslich gewesen wären. Es mochte darum ganz in der Ordnung gewesen sein, daß in den Anfängen der Zivilisation das Privateigenthumsrecht gesetzlich geregelt und geschützt wurde. *)

Die ältesten Gesetzgeber indessen, weit entfernt, durch gesetzliche Sicherung des Privateigenthums nur für die Besitzenden zu sorgen und die Rücksicht auf die Besitzlosen außer Acht zu lassen, haben nicht veräußert, durch mancherlei legislatorische Bestimmungen den Besitzlosen ein Surrogat für die durch das Privateigenthum an Grund und Boden ihnen entzogene Existenzbasis zu gewähren. So schärft die mosaische Gesetzgebung bei jeder entsprechenden Gelegenheit ein, des Armen, der Wittve, der Waise, des Fremdling und des Leviten (ein vom Grundbesitz ausgeschlossener Stamm), zu

*) „Welch ein fürchterliches Buch ist der Corpus Juris, die Bibel des Egoismus!“

Wie die Römer selbst blieb mir immer verhaßt ihr Rechtsfoder. Diese Räuber wollten ihren Raub sicherstellen, und was sie mit dem Schwerte erbeutet, suchten sie durch Gesetze zu schützen, deshalb war der Römer zu gleicher Zeit Soldat und Advokat und es entstand eine Mischung der widerwärtigsten Art.

Wahrhaftig, jenen römischen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigenthums, die vorher nur als Thatsache bestand, und die Ausbildung jener Lehre in ihren schändlichsten Konsequenzen ist jenes gepriechene römische Recht, das allen unsern heutigen Legislationen, ja allen modernem Staatsinstitutionen zu Grunde liegt, obgleich es im tiefsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft steht.“

Heine in den „Memoiren“.

(Herausgegeben von Ed. Engel 1884.)

Diese geistvolle Bemerkung ist indess nur theilweise zutreffend. Die gesetzliche Regelung durch den Corpus Juris lag — nachdem einmal das Privateigenthum Thatsache war — wohl weit mehr im Interesse der Schwachen, als der Starke. Sie schützte den Besitz der Schwachen vor der Usurpation der Starke.

gedenken und bestimmt, daß ein Theil der Ernte und der Obst- und Weinlese ihnen überlassen werde. Noch deutlicher zeigt das bekannte Gesetz vom Erlass- und Jubeljahr, wie sehr die Gesetzgeber beflissen waren, durch allerlei Einschränkungen des Privateigentumsrechts dessen Nachteile für die Besitzlosen nach Möglichkeit zu verringern; weil sie den Staat nicht als eine Anstalt betrachteten, welche bloß für einen Teil der Gesamtheit da ist, vielmehr einsahen, daß es die Aufgabe des Staates ist, allen seinen Gliedern in gleicher Weise thunlichst gerecht zu werden. Sie erfaßten den Staat als Volksstaat, nicht als Klassenstaat. Ebenso hatten die alten Deutschen die Markverfassung (worüber F. Engels im Anhang seiner Schrift „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ interessante Aufschlüsse gibt).

Auch machte man zu allen Zeiten einen Unterschied zwischen Grundeigenthum und beweglichem Eigenthum. Ausschließliches Besitzrecht im vollsten Umfang wurde nur bei letzterem zugestanden, weil es Produkt der eigenen Thätigkeit des Einzelnen; während der Grund und Boden nicht vom Menschen produziert wird, weshalb dessen Besitz sich mancherlei Lasten und Beschränkungen gefallen lassen mußte. (S. Moscher, Grundlage der Nationalökonomie, 8. Aufl. § 87—88). Zur dessen ist diese Unterscheidung bei Nicht Besehen unbegründet. (E. meine „Thesen über den Sozialismus“ S. 12.)

War nun aber das Eigenthumsrecht einst eine Wohlthat wenigstens für die Mehrheit, indem es dem Krieg aller gegen alle einen Damm setzte und dem Zustand des Faustrechts ein Ende machte, so hat dasselbe heutzutage, bei den in Folge der veränderten Produktionstechnik von Grund aus umgestalteten Gesellschaftsverhältnissen, gerade die entgegengesetzte Wirkung. Es fördert nicht, sondern untergräbt die Wohlfahrt der Mehrheit, ja in idealer Hinsicht sogar der Minderheit. Es beseitigt nicht

den Krieg aller gegen alle, sondern steigert ihn geradezu zu nie dagewesener Heftigkeit. Es sichert nicht dem Menschen den Ertrag seiner Arbeit, sondern im Gegenteil beraubt es den Arbeiter des Ertrags seiner Arbeit, indem das Kapital den Löwenantheil, den bekannten Mehrwerth, einheimst und der Arbeiter selbst von dem, was er im Schweiß seines Angesichts geschaffen, nur ein Minimum erhält, das ihn und die Seinigen nur sehr nothdürftig ernährt; der Arbeiter sät, der Kapitalist erntet. Das berühmte, vielfach mißverstandene geügelte Wort „Eigenthum ist Diebstahl“ kann unter den heutigen Umständen von keinem Unbefangenen mehr geleugnet werden.*) Mit einem Wort: das Eigenthumsrecht unter den heutigen Verhältnissen fördert nicht die Kultur, sondern die Barbarei. Das jus von ehedem ist heutigen Tags zur injura geworden und nicht bloß von einzelnen Rechtsbestimmungen, sondern vom ganzen Privateigenthumsrecht gilt das Wöthe'sche Wort:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und wirken fort von Ort zu Ort.
Vermunt wird Unsim, Wohlthat Plage,
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist.

*) Wie idiotenhaft dieses Wort (und ähnliche Neußerungen) — das doch nur die Genesis des Privateigenthums und das System überhaupt, keineswegs aber das Privateigenthum Einzelner meint — noch heutzutage selbst von Leuten aufgefaßt wird, welche in sozialpolitischen Dingen das große Wort führen, zeigt u. A. eine Serie von Artikeln, die ein Herr Gittinger in der „W. Landesztg.“ über resp. gegen meine „Thesen über den Sozialismus“ losgelassen hat, worin er mir unterstellt, ich betrachte die Bauern u. s. w. als Räuber oder Diebe. Ist denn Ihr Begriffsvermögen, Herr G., so schwach, um nicht zu begreifen, daß der Einzelne die gesellschaftlichen Einrichtungen nicht ändern kann und daher, so lange das Privateigenthumsrecht besteht, auch nothwendig Privateigenthum haben muß, um zu existiren. Können oder wollen Sie nicht einsehen, daß die Kritik gegen das System, nicht aber gegen den Einzelnen sich richtet!

Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Das Privateigentumsrecht (an Produktions- und Verkehrsmitteln) steht darum heutzutage in schroffem Widerspruch zum Prinzip der Gerechtigkeit. Und wenn dasselbe einst den Interessen der Mehrheit und der Kulturentwicklung entsprochen hat, so gereicht es heutzutage den Interessen der großen Mehrheit zum höchsten Nachtheil und hemmt ungemain die Fortentwicklung der Kultur.

Da aber der Staat nicht für eine kleine Minderheit da ist — wenn anders die Idee des Staat richtig aufgefaßt wird — so hat die Gesetzgebung die Aufgabe, in Bahnen einzulenken, welche zur Verwandlung des Privateigentums in Gemeineigentum führen, selbst wenn dies den Interessen der besitzenden Minderheit nicht entsprechen würde.

Würden denn aber wirklich die Interessen der besitzenden Minderheit durch Verwandlung des Privateigentums in Gemeineigentum beeinträchtigt?

Die Frage wäre vielleicht zu bejahen, wenn das bisher bestehende Privateigentumsrecht durch eine jener rohen kommunistischen Einrichtungen ersetzt werden sollte, wie sie in den Schriften unklarer und unbergohrener Kommunisten früherer Zeiten zu finden sind. Von diesen ist aber heutzutage bei keiner Partei im Ernst mehr die Rede.

Das Heilmittel, welches allein fähig ist, die sozialen Uebel aus der Welt zu schaffen, heißt: Ueberführung der Produktionsbedingungen aus dem Privat- in den Gemeinbesitz und gesellschaftliche Regelung von Produktion und Konsumtion, oder kurz der Sozialismus.

Wir betonen wiederholt Produktionsmittel und verstehen darunter Grund und Boden, Fabriken und Werkstätten und Verkehrsanstalten. Die Konsumartikel aller Art

dagegen bleiben selbstredend Privateigentum. Diese Unterscheidung bitte ich die Leser sehr zu beachten.

Der Sozialismus, das ist unsere feste Ueberzeugung, vermindert nicht nur nicht das Glück der Besitzenden, sondern steigert es ganz beträchtlich; nicht bloß dem Proletariat bringt er Erlösung, sondern allen Menschen, auch den oberen Zehntausend, den beati possidentes, kommt er in hohem Grade zu Gute. Er allein schafft erst die volle Sicherheit, welche alle Gesetze der Welt nicht begründen können. Er allein schafft erst die Kultur, von welcher wir bis jetzt nur erst einen Vorgeschmack haben. Vgl. hierüber meine Schrift: „Thesen über den Sozialismus“, worin auch über die Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit des Sozialismus das Nähere ausgeführt ist.

Die Besitzenden selbst haben hiernach das höchste Interesse an der Einführung des Sozialismus.

Es liegt auf der Hand, daß die Sozialisirung der Gesellschaft nicht mit einem Schlag geschehen kann, und das um so weniger, als er voll und ganz sich nur international verwirklichen kann.

Alle praktischen Reformbestrebungen von großer Tragweite haben sich ein doppeltes Ziel zu setzen, ein weiteres und ein engeres. Jenes ist das Endziel, wo die Bewegung schließlich anlangen muß; dieses hingegen ist dasjenige, welches schon in der Gegenwart verwirklicht werden kann. Jeder bedeutende Kulturfortschritt gleicht einer großen Reise: der Reisende muß wissen, wohin er gelangen will, um die richtige Route einzuschlagen; aber er muß Station um Station passieren, er kann nicht mit einem Sprung, per saltum, an sein Ziel gelangen. —

Das schon in der Gegenwart zu verwirklichende Programm einer gesunden Sozialreform muß derart sein, daß es auf der Route liegt, welche zu dem großen Endziel führt, dem vollen und ganzen Sozialismus. —

